

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Hefen zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Paradiesvogel.

(8. Fortsetzung.)

Roman von Paul Oskar Höcker.

Uta erschien früher als Sabine auf der Terrasse zum Frühstück. Sie sah die Post durch — es lag bloß ein herzlicher Kartengruß von Wysznewski vor, in Rudolstadt aufgegeben. Es beunruhigte sie, daß heute zum ersten Male der übliche Sonntagsgruß Gernots ausgeblieben war.

Während sie den Tee nahm, widmete sie sich der Zeitungslektüre. Sie suchte zunächst den Bericht über die Reichstagsitzung vom Sonntagabend hervor, um Sabine gleich sagen zu können, ob ihr Papa auf der Rednerliste gestanden hatte.

Spalte um Spalte verfolgte sie. Der Name des Abgeordneten Doktor Gernot war aber nirgends genannt. Es drehte sich nur um endlose Etatsberatungen.

Jäh fuhr sie aber plötzlich zusammen.

Ganz zum Schluß des Berichts — nach Beendigung der Debatte — stieß sie wiederholt auf den Namen ihres Verlobten in der Reihe der „persönlichen Bemerkungen“. Und die Verbindung, in der er hier genannt wurde, machte sie für ein paar Sekunden geradezu erstarren.

Sie zwang sich dann, geordnet, der Reihe nach zu lesen. Das Blatt gab den

Hergang ganz trocken nach dem stenographischen Bericht wieder. Der lautete:

... Persönlich bemerkt noch Abgeordneter Sezuls (Pole):

Der Herr Abgeordnete Doktor Gernot hat mir in der Sitzung

vom Donnerstag sehr wüthig vorgeworfen, mein Urtheil auf sportlichem Gebiet sei durch Sachkenntnis in keiner Weise getrübt. (Rechts: Stimmt, stimmt! Zurufe.) Präsident: Bitte den Herrn Redner nicht zu unterbrechen. — Abgeordneter Sezuls: Ich habe inzwischen in Erfahrung gebracht, in welcher liebevoller Weise der Herr Abgeordnete Doktor Gernot sich auch um notorisch gefallene Größen auf dem Gebiet der Kassenveredlung annimmt, wie überaus wichtig es ihm mithin erscheinen muß, das Mäntelchen der christlichen Nächstenliebe auch über gewisse dunkle Existenzen des vom Staate so gehätschelten Selbstübens zu breiten. Und ich stehe daher nicht an, zu erklären, daß ich den Ruhm, einen Mohren weiß zu waschen, seiner größeren Sachkenntnis gern überlasse. (Lachen bei den Polen.) Abgeordneter Doktor Gernot: Wenn der Herr Abgeordnete Sezuls das letzte Hilfsmittel einer persönlichen



Stillvergnügt

Gemälde von S. Kotschenreiter.

Bemerkung in Anspruch nimmt, um auf sein Fiasko erneut hinzuweisen, so kann ich persönlich dazu nur bemerken: es ist kein verbrieftes Menschenrecht, sich darüber zu ärgern. Freilich, diesem Arger in dunklen Anspielungen Lust zu machen, die den Charakter einer persönlichen Injurie bedenklich streifen, das ist eine Geschmackssache, die ich lediglich dem Urteil dieses Hauses unterbreite. (Unruhe. Hört, hört!) Präsident: Herr Abgeordneter, Sie dürfen, auch in dieser einschränkenden Form, einem Mitglied dieses Hauses nicht vorwerfen, daß es die Absicht gehabt habe, Sie persönlich zu beleidigen. — Abgeordneter Doktor Gernot: Dann formuliere ich meine persönliche Bemerkung noch präziser. In den Worten des Herrn Abgeordneten Szuls erblicke ich nichts anderes als eine Feigheit. . . (Unruhe, Zurufe.) Jawohl, die Feigheit, unter dem Schutz der Redefreiheit Dinge versteckt anzudeuten, die außerhalb dieses Hauses zu wiederholen er sich wohl hüten würde. — (Starke Unruhe, Glocke des Präsidenten, Abgeordneter Doktor Gernot wird zur Ordnung gerufen.)

Immer angstvoller glitt Astas Blick über das Zeitungsblatt. Sie sah sich plötzlich um. Ihr war, als hätte sie sich selbst sprechen hören. Es erfüllte sie die Sorge, Sabine könnte dazukommen, ihre Aufregung gewahr werden und nach der Ursache forschen.

Das ist ja — eine Injamie! So ging ihr's durch den Sinn, während sie den Bogen, der den Schluß des Berichts enthielt, hastig zusammensaltete.

Aber ungeduldig schlug sie das Blatt dann wieder auf, mit halber Aufmerksamkeit sich zugleich der Tür zuwendend, um Sabinens Kommen sofort wahrzunehmen.

Die Druckzeilen tanzten ihr vor den Augen. Sie hatte die Selbstbeherrschung nicht mehr, der Reihe nach dem Bericht zu folgen. Sie bemerkte aber noch, daß in den nächsten beiden Absätzen von dem fremden Abgeordneten auf „eine enge Verbindung zwischen Doktor Gernot und einer Gruppe von Sportsleuten“ angespielt war, „deren dunkles Vorleben sie nicht gerade als empfehlenswerte Sachverständige in staatlichen Angelegenheiten“ erscheinen ließe.

Das ging auf sie — auf ihren Namen — zweifellos! Sie fieberte, sie zitterte. Ihr Blick überflog die letzten paar Sätze.

„Unter dem Protest der Mehrheit des Hauses mußte der Abgeordnete Szuls abbrechen. Der Präsident erklärte, daß der Redner den Rahmen einer persönlichen Bemerkung überschritten und mit dem Hereinziehen privater Beziehungen eines anderen Mitgliedes des Hauses die gute parlamentarische Sitte gröblich verletzt hätte. Er rief ihn daher nachträglich zur Ordnung.“ Damit endete der Zeitungsbericht.

Asta befand sich in grenzenloser Aufregung. Sie durchblätterte mit ihren plötzlich feucht gewordenen Fingern die ganze Nummer, um festzustellen, ob sonst noch an irgend einer Stelle auf die scharfe Auseinandersetzung zwischen den beiden Abgeordneten Bezug genommen war. Nirgends befand sich ein Wort darüber.

Hielt man den Ausfall des cholischen Abgeordneten bloß für zu geschmacklos, als daß man ausführlicher davon Notiz nehmen wollte — oder wartete man erst noch weitere Enthüllungen ab?

Was mochte Gernot tun? Durfte er das unwidersprochen lassen? Der ihm aus parteipolitischen Gründen feindlich gesinnte Teil der Presse würde sich ja nun der Angelegenheit zweifellos sofort bemächtigen und sie nach Kräften breittreten, wenn er nicht das geeignete Mittel fand, um den Gegner zum Schweigen zu bringen.

Asta hielt noch immer das Zeitungsblatt krampfhaft in Händen. Es war schon stark zerknittert. Wieder las sie, dann lachte sie zornig auf, riß das Blatt in Fetzen und verbarg die Stücke. Erschöpft schlug sie schließlich die Hände gegen die Stirn.

Daß über sie gelauscht wurde, war ihr nichts Neues. Zumeist war es die Scheelsucht anderer Damen gewesen, die

ihre Talente beneideten, die sich ärgerten, trotz größerer Mittel neben ihrer glänzenden Erscheinung nicht aufzukommen. Die einen hatten herausgebracht, daß sie stark verschuldet war, daß sie und ihr Vater weit über ihre Verhältnisse hinaus lebten, die anderen hatten ab und zu sogar dunkle Anspielungen ausgestreut: man wüßte sich die Quelle ihres großen Aufwands nicht auf gute Art zu erklären.

Hier zog sie nun ein politischer Gegner ihres Freundes in die Debatte, ein Mann, der sie gar nicht kannte, den sie nie von Angesicht gesehen hatte. Auf welchem Umweg mochte er über die Beziehungen unterrichtet worden sein, die zwischen ihr und dem Hause Gernot bestanden? Und welche tieferes Interesse besaß er daran, auf den peinlichen Vorfall anzuspäzeln, der den Namen des Freiherrn von Gamp — und gleichzeitig auch ihren Vatersnamen — für so lange Zeit unmöglich gemacht hatte? Nur seine boshafte Absicht lag ihr offen zutage: er wollte seinen Gegner, dem er sachlich und rednerisch nicht gewachsen war, um jeden Preis lächerlich machen, und er suchte ihm gleichzeitig unterzujubeln, daß er im Reichstag die Auffassung von Kreisen verträte, die in der öffentlichen Meinung längst gerichtet wären.

Gewaltfam suchte sie sich zu beherrschen, als sie jetzt Sabine kommen hörte. Aber sie empfand, daß ihr Teint aschgrau geworden war. Und ihre Finger waren eiskalt — auf ihrer Stirn fühlte sie einen leichten Angstschweiß.

Wenn Theo das läse . . . Sie fuhr bei dieser Vorstellung so stark zusammen, daß sie meinte, Sabine müßte argwöhnisch werden.

Aber Sabine kam so strahlend und herzensheiter an den Frühstückstisch, mit einem gewissen heimlichen Jubel, der jedes ihrer Begrüßungsworte schwingen machte, so daß in ihrer Brust für irgend etwas Dunkles, Trübes gar kein Platz zu sein schien.

Es war ein ganz herrlicher Morgen. Sabine hatte gut ausgeschlafen, sie hatte sich im halbawachen Hindämmern vor dem Aufstehen die gestrige stimmungsvolle Aussprache mit Heinrich von Wjshniewski wieder und wieder überlegt. Und in ihrem glückseligen Traum verweilte sie dann, die Augen schließend, den Kopf über die im Nacken geschlossenen Hände zurückbeugend, ausführlich bei dem langen Kuß, durch den der junge Seemann von ihr Besitz ergriffen hatte.

Ja, jetzt wußte sie, wie lieb sie ihn hatte!

Und ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen begleiteten ihn, während sie aufstand, während sie mit besonderer Sorgfalt, besonderem Behagen Toilette machte.

Heute, spätestens morgen ließ er sich bei ihrem Papa melden, um in aller Form um ihre Hand anzuhalten! Binnen zweimal vierundzwanzig Stunden hatte sie dann also bestimmt von beiden Nachricht! Ein junges seliges Lächeln huschte über ihre Züge, während sie frisch, angeregt, mit etwas geröteten Wangen in ihrem allerliebsten neuen Kimono das Zimmer verließ, um zu Asta zu stoßen.

In Gedanken jagte sie den Namen des jungen Seeoffiziers vor sich hin. Aber sie nannte ihn so, wie er zu Hause früher geheißen hatte: Heini! Heini fand sie viel, viel hübscher als Heinrich.

Lachend meldete sie sich draußen in der Sonne auf der Terrasse. „Ach, ist es himmlisch heute!“ rief sie aus, ihren Blick von der Terrasse zum Schloß, dann über den im jungen Grün stehenden Buchberg schweifen lassend. „Ist Nachricht von Papa da?“

„Nein, aus Berlin nichts!“ gab Asta zurück. „Aber hier . . .“

Sabine betrachtete die paar Zeilen von Wjshniewski lange, fast voller Zärtlichkeit. Aber sie fühlte eine Verstimmung ihrer Freundin, die ihr leid tat. Ihr Glück duldete heute keine Störung. Sie sprang daher plötzlich auf Asta zu, umarmte sie und preßte ihr Gesicht gegen ihren Hals, sie mehrmals abküssend.

„Sei gut zu mir, Asta!“ flüsterte sie.

„Was — hast du?“ fragte Aita schluchzend.

„Ich bin so furchtbar glücklich, Aita!“

Ein paar Sekunden hielten sie so beieinander. Und plötzlich begannen sie alle beide zu schluchzen, auch Aita, deren überstarke Spannung sich ungewollt löste, ohne daß sie dagegen anspannen konnte.

Aber Sabine genierte sich dann. Sie zwang sich zum Lachen, neckte Aita wegen der plötzlichen, ganz unvermittelten Sentimentalität, und als sie sich hernach behaglich zum Tee niederließ, trug sie die Kosten der Unterhaltung allein.

„Du mußt nichts sagen, Aita!“ bat sie einmal mitten in ihrem Geplauder. „Nein, nein, gar nicht darüber sprechen! Hörst du?“

Vorüber sie nicht sprechen sollte, das kam nicht zum Ausdruck.

Die selige Stimmung hielt bei ihr den ganzen Tag an, auch noch den nächsten Morgen, der wiederum einen Karten gruß von Wjtschnewski brachte: in dem Augenblick aufgegeben, da er Montag früh zum Dienst gegangen war.

Sonst lag noch keine weitere Nachricht aus Berlin vor. Auch kein Gruß von ihrem Vater. Vielleicht war das aber ein ganz gutes Zeichen. Gewiß zog ihr Papa erst noch Erkundigungen ein und erlebte die Vorfragen mit Heiniß Verwandten, bevor er sich zu ihr darüber aussprach. Aber im Lauf des Tages sank ihre Siegesicherheit dann doch ein wenig herab.

Ernstliche Besorgnisse stiegen in ihr auf, als auch der nächste Morgen noch keine Entscheidung brachte. Und diesmal fehlte sogar der Anblicksartengruß Wjtschnewskis.

„Du weißt es bestimmt, Aita, daß nichts für mich mit gekommen ist?“ fragte sie stark enttäuscht.

Aita versicherte es noch einmal.

Sie mußte es deshalb so bestimmt, weil sie in diesen Tagen jeden Morgen frühzeitig auf der breiten Chaussee bis zu dem Weg, der zum Bahnhof hinterführte, spazieren zu gehen pflegte, um den Postboten abzufragen. Es erschien ihr nämlich geboten, die Zeitung durchzuliegen, ohne daß Sabine dabei war. Und außerdem erwartete sie voller Ungeduld Antwort auf ein Schreiben, das sie nach der Lektüre des Montag abendblattes nach Frankfurt gerichtet hatte: an Theo!

Es war ihr ja völlig klar, daß der Skandal von dem fremden Abgeordneten nur hervorgerufen war, um Gernot politisch zu schädigen. Aber die breite Erörterung der Angelegenheit in der Zeitung konnte jede Sekunde Theo vor Augen kommen. Und für diesen Fall mußte sie sich wappnen. Sie hatte ihm also ausführlich geschrieben.

„... Du hast jetzt mein Schicksal in der Hand, Theo.“ lautete der Schluß ihres Briefes. „Könntest Du heute zu mir sagen: komm! — ich würde mich keinen Augenblick besinnen. Aber das geht ja nicht — es geht ja nicht! Und ins Elend willst Du mich doch nicht stoßen, nicht wahr? Also siehe ich Dich an: laß mir wenigstens diese Möglichkeit, mit Ehren durchs Dasein zu kommen, die sich mir jetzt geboten hat. Es ist eine äußerlich glänzende Partie, das ist wahr. Wie sich mein Leben innerlich gestalten wird, das weiß ich nicht. Denn was Du wieder in mir geweckt hast... Ach, Theo, ein Wort von Dir kann alles, alles zertrümmern, auch das letzte Nestchen Glück, das mir geblieben ist. Wie bang ich in die Zukunft sehe! Nun, handle so, wie Dir's gut und recht erscheint. Aber das eine weiß ich ja doch: solange noch ein Fünkchen Liebe für mich in Deiner Brust glimmt, tuß Du nichts, was mich vor der Welt bloßstellen könnte. Gib mir nur sogleich ein Lebenszeichen, denn ich vergehe vor Angst und Aufregung!“

Er hatte ihr darauf verzweifelt geantwortet, ganz verzweifelt und niedergeschmettert. Von den Zeitungsberichten hatte er noch keine Kenntnis gehabt, weil die Arbeit ihn von früh bis spät zu schaffen machte. Er drang in sie, mit ihrer Verlobung noch zu warten, ihm wenigstens noch eine letzte kurze Brist der Hoffnung zu geben. Beschwichtigend, aufs neue be-

schwörend, mit vielen guten, zärtlichen Worten, hatte sie ihm noch einmal geschrieben: es gab ja keine Wahl mehr für sie!

Und nun hielt sie endlich seine Antwort in Händen. Diese erlöste sie wenigstens aus der allergrößten Qual der Ungewißheit:

„Du sollst keine Angst haben, Aita. Ich höre also Deine Kreiße nicht. Werde auch, wenn ich gefragt werde, überhaupt nicht verraten, daß wir uns wiedergesehen haben. Ein Palais am Kurfürstendamm kann ich Dir ja nicht bieten, also trete ich mit Deinem Bewerber nicht in Konkurrenz. Du brauchst eben ein Reitpferd, brauchst Brillanten und Pariser Modelle, kleine Aita. Ich weiß es. Ich hatte an dem Sonntag damals, wo wir an der Havel hinschlenderten, die Hoffnung, ich würd's doch noch 'mal im Leben dahin bringen, Dir alles das bieten zu können, was so ein Paradiesvogel wie Du zu seiner Seligkeit braucht. Der Traum ist nun ausgeträumt. Werde glücklich, Aita. Schimpfen sie alle über mich, und bringen's das Reitpferd, die Brillanten und der Kurfürstendamm so mit sich, daß Du mit einstimmen mußt, dann vergiß nur nicht in einem verbotenen Winkel Deines Kästelchens, Aita: ich hab' sie alle für Dich gemacht, die Dummheiten, die mich schließlich bis nach Bombay hinausgepeitscht haben. Und gern und unbedenklich würd' ich sie heute noch einmal machen, falls Du's wünschtest, Aita, so wie damals. — Dein Peter in der Fremde, genannt Pechvogel Theo, z. Bt. Leichenprokurator seiner letzten fühlenden Hoffnungen, Erverwalter des Schlosses im Monde.“

Es war bitter, bitter, bitter, was er ihr da sagte — und wie er's sagte. Aber es war nicht Trost gegen ihn, was sie zwang, die Zähne aufeinanderzubeißen: ein Weinen war's, das sie gewaltsam hinunterzuschlucken sich bemühte.

Der arme Kerl — der arme Kerl! sagte sie zu sich. Und gleichzeitig bemitleidete sie sich selbst.

Das Schweigen dieses und des folgenden Tages war für Aita und Sabine gleich unerträglich. Beide standen sie Angste aus, ohne daß doch eines dem anderen sich offenbaren wollte oder konnte.

Sabine war es zur Gewißheit geworden: es hatte sich irgend ein schweres Hindernis ergeben, das die Erfüllung ihrer Hoffnungen in weitere Ferne rückte — wenn nicht sie vernichtete. Sonst hätte sie doch irgend eine Nachricht aus Berlin erhalten.

„Ich kann mir's nicht erklären, daß so gar niemand an uns schreibt,“ sagte sie beklommen.

Aita wagte es kaum mehr, dem jungen Mädchen ins Auge zu sehen. Sie war schon ganz matt von der fortgesetzten Erregung. Nur mit Aufbietung aller möglichen Veruche zur Ablenkung hatte sie Sabine verhindert, nach der Zeitung zu forschen, aus der sie sich unterrichten wollte, ob ihr Vater besonders stark in Anspruch genommen wäre. Sie mußte ihr vortäuschen, daß sie das Schweigen für gar nicht weiter beunruhigend hielte. Und verging dabei doch vor innerer Unrast. „Kommissionsitzungen, tausend Geschäfte halten deinen Papa ab, an uns zu schreiben,“ vertröstete sie Sabine. „Wir dürfen's ihm nicht noch schwerer machen.“

„Ich habe gestern bei ihm angefragt, warum wir keine Nachricht von ihm hätten. Ist auch morgen früh kein Brief von ihm da, dann müssen wir telegraphieren.“

Aita wußte selbst nicht, ob sie Nachricht wünschen sollte. „Ja, gewiß,“ sagte sie mechanisch, „morgen früh telegraphieren wir.“ Ein fröhlicher Schauer ging über sie hin. Die Gewißheit, daß in diesen Tagen in Berlin ihr Schicksal entschieden wurde, ohne daß sie auch nur einen Finger rühren konnte, um daran mitzugestalten, machte sie ganz krank, ganz elend.

Im Laufe des Nachmittags erdient der Depeschbote. Er brachte ein Telegramm für Sabine:

„Ankunft Schwarzburg morgen mittag. Grüße. Papa.“

„Papa kommt selbst!“ jagte Sabine, tief aufatmend.

Aita überlas die paar Worte. Noch eine lange, bange Nacht, ein endloser Morgen gespannter Hartens, dann wußte sie, woran sie war.

Dem insgeheim mußte sie jetzt doch mit der Möglichkeit rechnen, daß Gernot die Beziehungen vielleicht lösen wollte, die ihn in eine so fatale Lage brachten.

Seltam war es, höchst seltam, daß die Depesche an Sabine gerichtet war und nicht an sie.

Sie war ganz unsicher geworden — vielleicht zu argwöhnisch — so daß solche Kleinigkeiten sie nun schon aus dem Gleichgewicht brachten.

Sie harrete der Ankunft Gernots nicht wie der ihres Bräutigams, sondern wie der ihres Richters.

Gernot durchlebte eine zweite Jugend. Es ging eine Frische, eine Kraft von ihm aus wie in seinen besten Jahren. Nach den trüben Zeiten des Wittums und der Trauer verlangte es ihn nach Licht und Freude. Aftas reiche Zauber hatten ihn zu neuem Daseinsgenuß erweckt, hatten ihn verjüngt.

Tausend Dinge, die Afta fesselten, hatte es für ihn vordem in seiner sorgenreichen, alle Gedanken, alle Kräfte verzehrenden Berufsarbeit gar nicht gegeben. Auch die stille, ästhetisch feine, so ganz nach innen gerichtete Art seiner Frau war nicht die rechte Vermittlerin für das draußen pulsierende, ewig wechselnde, bunte Leben gewesen. Nun war es, als ob Aftas heiterer, künstlerisch angeregter, immer beweglicher Sinn ihm viele Gebiete erst erschloße. Durch ihr bloßes Dasein, durch ihre lebhaften Interessen, durch ihre Freude an all dem Schönen, womit sie sich und ihn zu umgeben wußte, beschenkte sie ihn täglich aufs neue.

Zum erstenmal bereitete ihm auch das Bewußtsein seines Besitzes, seines Vermögens eine wirkliche Befriedigung. Afta konnte sich über Aufmerksamkeiten von ihm so lebhaft und naiv freuen, daß jeder Einkauf, den er für sie und das neue Heim unternahm, ihm eine doppelte Genugtuung gewährte. Sein Verständnis für Geschick und Geschmack kunstgewerblicher Erzeugnisse, für den Wert seltener alter Teppiche, für schöne Toiletten, gediegene Juwelier- und Goldschmiedearbeiten hatte sich unter ihrem Einfluß rasch entwickelt. Der Schönheits Sinn hatte lange in ihm nur geschlummert. Das zeigte sich jetzt, wo die Gelegenheit zur Entfaltung da war. Die leichte Kofetterie, die Afta an den Tag legte, wenn sich's um Intimeres aus dem künftigen gemeinsamen Leben handelte, verfehlte ihren Reiz auf ihn natürlich auch nicht. Es lag ein verführerischer Zauber darin, in all dem Spitzengewir, in den weichen Seiden, von denen er ab und zu bei der Auswahl etwas zu sehen bekam, sich den jungen, elastischen Körper der allerliebsten, blonden, schlanken Frau vorzustellen.

Die Verjüngung seines Wesens teilte sich auch vorteilhaft seiner Arbeitskraft im Berufe mit. Das Liebesidyll, das ihm diese zweite Jugend schuf, zerstreute ihn nicht, lenkte ihn nicht ab. Es war vielmehr wie ein neu erworbenes geheimes Besitz, der ihm frische Schwungkraft für alles gab.

In den Kommissionssitzungen verblüffte er oft durch das rasche Tempo seiner Auffassungsfähigkeit. Spröde Themen, deren Bearbeitung er übernommen hatte, beherrschte er innerhalb erstaunlich kurzer Fristen. Sein Vortrag darüber war dann so klar, der Aufbau seiner Darstellung so zwingend logisch und die Art seiner Rede so quellfrisch, daß er auch totem, trockenem statistischen Material zum Leben verhalf.

Seine verschiedenen Reisen durch den Wahlkreis trugen mehr und mehr dazu bei, ihn populär zu machen. Es bereitete ihm selber Spaß, heute hier, morgen dort zu Redeabenden zu erscheinen. Er war frei von persönlicher Eitelkeit. Diese Fahrten galten ihm immer als Studien. Der praktische Erfolg davon zeigte sich aber meist bald darauf in den Plenarsitzungen des Reichstags. Wenn er auf der Rednerliste stand, konnten die Reichsboten eines anregenden Viertelstündchens gewiß sein. Er sprach im Namen seiner Partei, sondern wurde als „Wilder“ geführt. Niemals ließ sich im voraus so recht genau bestimmen, welchen Standpunkt er einer Vorlage gegenüber einnehmen würde. Im großen und ganzen vertrat er eine

großzügige nationale Politik — nur daß er über die Wege, die zu ihrer Entfaltung einzuschlagen waren, mit den Vertretern der rechtsseitigen Gruppe oft in Fehde lag.

Jede verknöcherte Einseitigkeit war ihm ein Greuel. Darum hatten Leute wie Doktor Szuls von ihm selten etwas Angenehmes zu erwarten. Sie mußten immer auf der Hut vor ihm sein. Auch in seiner improvisierten Sportrede am letzten Donnerstag — es war mitten in der Debatte zur Tagesordnung gewesen — hatte er nach verschiedenen Seiten hin, von denen eine kleinliche Obstruktion versucht wurde, unerwartet schneidige Hiebe ausgeteilt.

Die Lacher waren jedenfalls auf seiner Seite gewesen. Und er war der festen Überzeugung: auch das Recht. Denn er sprach nicht nur um des Brillantfeuerwerks willen, zu dem ihn seine Rednergaben befähigten.

Der persönliche Ausfall des Abgeordneten Doktor Szuls in der Sonnabenditzung hatte ihn zuerst mehr verblüfft als gekränkt. Diese Kampfweise stand so tief unter der seinen, daß er dafür gar keine Waffen zur Hand hatte. Er bedauerte hinterher, daß er sich von seinem Temperament hatte hinreißen lassen, um dem Gegner die allerdings wohlverdiente Züchtigung zuteil werden zu lassen.

Am selben Tage war parlamentarischer Abend beim Reichskanzler. Er war so verstimmt, daß er anfangs schwankte, ob er sich in Gesellschaft zeigen sollte. Aber dann sagte er sich wieder, es könnte ihm als Schwäche ausgelegt werden, wenn er gerade heute fehlte.

Der Abend verlief auch ohne jede Störung für ihn. Es war niemand so taktlos, auf seinen kurzen Wortstreit mit dem Polen zurückzukommen, gar von ihm eine Auskunft darüber zu erbitten, worauf sein Gegner — der erste und vielleicht einzige persönliche Gegner, den er hatte, — wohl angespielt haben mochte. Er sprach wiederholt mit dem Fürsten, des längeren auch mit der glänzenden Hausfrau, die in ihrer gewinnenden Art die Honneurs machte. Die Fürstin hatte von dem Reitunfall seiner Tochter gehört und erkundigte sich teilnehmend nach deren Befinden. Er berichtete ihr über Sabinens Erholungsurlaub in Schwarzburg und erwähnte dabei nicht ohne Absicht, daß sie sich dort in der lebenswürdigen Gesellschaft einer guten Freundin des Hauses befände, der Baronin von Camp. Ihrer Erzählung war Afta gelegentlich auf einem Bazar vorgestellt worden, und die Hausfrau hatte ein paar freundliche Worte für die „intelligente, talentvolle junge Frau“.

Es war ihm dies, so harmlos der Vorgang an sich sein mochte, eine kleine Genugtuung, schon deswegen, weil der junge Legationsrat von Zielerhorst-Trenklin, der steif und förmlich dabei stand, es mit anhörte. Gernot wußte, daß aus der Familie Wysznewski eine gewisse Opposition gegen Afta planmäßig betrieben wurde. Auffälligerweise gerade von dort. Der einzige ihm sympathische Vertreter des Kreises, der Marineleutnant, beteiligte sich an diesem Quertreiben nämlich ganz und gar nicht, er hatte im Gegenteil bisher jede Gelegenheit wahrgenommen, um sich ihm aufs freundschaftlichste zu nähern. Daß für den jungen Seemann Sabine den Hauptziehungspunkt des Hauses am Kurfürstendamms ausgemacht hatte, war ihm natürlich längst kein Geheimnis mehr.

Gernot war nicht der Mann, der — wie etwa Zielerhorst-Trenklin und andere — die Stimmung der Gesellschaft durch vorsichtiges Abwägen, durch diplomatische Erkundungsgänge, durch Lauschen mit beiden Ohren nach zwei Gruppen zu erforschen sich die Mühe genommen hätte. Er stand über jedem Klatschbedürfnis — und so nahm er auch gar nicht an, daß die taktlose Hereinzerrung seiner Privatangelegenheit in die Reihe der „persönlichen Bemerkungen“ die Anwesenden heute abend besonders lebhaft beschäftigten könnte.

Der Klatsch ist aber in Großstädten und in Herrenrauszimmern genau so verbreitet wie in Kleinstädten und auf Damenkafeeschlachten. Auch parlamentarische Bierabende bilden zuweilen den dankbaren Nährboden für pikante Gerüchte, die



Mit Erlaubnis der Fine Art Society Ltd, London W, 148 New Bond Street.

Das erste Liebeswort.
Gemälde von G. E. Ferrugini.

mit der höheren Diplomatie in kaum mehr zu erkennendem Zusammenhang stehen.

Es wurde an diesem Abend wohl über keine Zeit- und Streitfrage des Tages mit so innigem Behagen geplaudert wie über den Fall Gernot. Natürlich nur andeutungsweise — immer mit dem nötigen Vorbehalt des „on dit“ — und all das, was da von Mund zu Mund lief, kletterte auf der schwankenden Brücke der Diskretion.

Und so hatte schließlich der auf dem Empfang auch mit anwesende Doktor Heintroth, der in der neuen Montagszeitung die reizenden, immer gern gelesenen Entresilets aus dem Reichstag schrieb, da er über zwei scharfe Ohren, gute Personenkenntnis und eine reichliche Phantasie verfügte, ohne viel Mühe einen ausreichenden Stoff für seinen nächsten Artikel.

Gernot hatte in der etwas verärgerten Sonnabendstimmung nicht nach Schwarzburg schreiben wollen. Am darauffolgenden Tage hielt ihn die Vorarbeit für eine Kommissionsitzung im Schach. Und als er Montag früh sich eben an den Schreibtisch setzen wollte, um das Versäumte nachzuholen, fiel ihm der Aufsatz des ihm persönlich nur ganz flüchtig bekannten Journalisten in die Hände, der an die letzte Reichstagsitzung anknüpfte, den „Bierabend bei Bülow“ schilderte und den Lesern ein humoristisches Bild zu geben versuchte: „wie Doktor Gernot, dessen Jungbrumen-Frische der alte „Pan Sczuls“ nicht ohne Reid zu konstatieren scheint, das Los erträgt, an die

Stelle politischer Triumphe die nicht weniger rühmenswürdigen Erfolge im Zergarten des kleinen Gott Amor gerückt zu sehen.“

Er las und las. Das war ja, als ob mit eins eine Meute gegen ihn losgelassen worden wäre. Nicht nur gegen ihn. Die Hauptspitzen richteten sich gegen Asta.

Bislang sein füllende Andeutungen erinnerten an die noch unaufgeklärte „Pédigree-Angelegenheit Lethel-Winka“ — „in die der Gegenstand der Huldigungen des Herrn Reichstagsabgeordneten ja auch mit verwickelt war“. Und in einem dunklen, für den Eingeweihten aber ganz sinnfälligen Zusammenhang damit war eine Abschwweifung auf dramatisches Gebiet gemacht, auf einen amüsanten Pariser Schwank, den man im Residenztheater spielte und worin der „Hausdame des Deputierten“ eine ziemlich eindeutige Rolle zugewiesen war. Brillant war das kleine Feuilleton geschrieben, fraglos. Es unterhielt die Leser auf ein paar Minuten, selbst die, denen der innere Zusammenhang fehlte.

Als Gernot mittags den Wagen bestieg, um zur Sitzung zu fahren, war er entschlossen, den Artikelschreiber unter allen Umständen zu einer Erklärung zu zwingen. Der ehemalige Korpsstudent war in ihm erwacht. Er wunderte sich einen Augenblick selbst über seine hitzige Art. Noch vor einem halben Jahre wäre ihm der Gedanke, daß er sich womöglich zu einer Forderung hinreißen könnte, geradezu töricht erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Konflikt zwischen Österreich und Ungarn.

Von Dr. Sigmund Münz.

Von einer schweren politischen Krise ist die österreichisch-ungarische Monarchie betroffen. Dadurch, daß Ungarn von der größten Verwirrung heimgesucht ist, scheint der ganze habsburgische Staat in seinen Grundfesten erschüttert. Der ungarische Konflikt spielt zwischen der Krone und dem Reichstage. Alle Gesetzgebung steht seit einem Jahre in Ungarn still dadurch, daß die beiden Faktoren der Legislative, der König und das Parlament, zu keinem Einvernehmen gelangen können. Die Wirkung ist für die Monarchie, daß auch die den beiden Reichshälften, will sagen Österreich und Ungarn, gemeinsame österreichisch-ungarische Regierung, da die parlamentarische Gesamtvertretung des habsburgischen Reiches, die Delegationen, nicht zusammentreten können, nicht ganz ordnungsgemäß zu walten vermag.

Dieser Streit zwischen Krone und Reichstagsmehrheit in Ungarn ist auf die Verschiedenheit zurückzuführen, mit der beide Teile jenes Ausgleichsgesetz vom Jahre 1867 auslegen, durch das, dank seinem eigentlichem Schöpfer Franz Deák, Ungarns berühmtestem Staatsmanne, jener lange Konflikt abgeschlossen schien, der zwischen dem ungarischen Volke und der ungarischen Krone seit dem Regierungsantritt des Kaisers Franz Joseph bestanden hatte.

Als Kaiser Franz Joseph den Thron bestieg, stand Ungarn mitten in der Revolution. Nur mit fremder Hilfe — durch den Beistand des russischen Zaren Nikolaus I. — vermochte der Kaiser von Österreich über jene Revolution Herr zu werden, in der Ludwig Kossuth als Diktator von Ungarn aufgetreten war. Wohl hatten im Jahre 1849 die ungarischen Aufständischen bei Vilagos ihre Waffen gestreckt, aber der Sieg blieb begreiflicherweise äußerlich und die Beruhigung des Landes war nur scheinbar. Die Hinrichtung der Führer des Aufstandes, der Märtyrer von Arad, dazu das darauffolgende System des österreichischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Bach, das in der Niederringung des nationalen Geistes in Ungarn, in der Zentralisierung aller Gewalten in Wien, in der gewalttätigen Auslöschung aller Spuren altungarischen Verfassungslebens bestand — all das erregte Verbitterung im ungarischen Volke, so daß von einem Frieden

zwischen der habsburgischen Krone und der ungarischen Nation keine Rede sein konnte. Kraft der alten ungarischen Verfassung muß der Kaiser von Österreich, um als König von Ungarn in der ausgedehntesten Machtvolle anerkannt zu sein, schon ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung sich als König von Ungarn krönen lassen — dieser Krönung aber konnte sich Kaiser Franz Joseph im Hinblick auf den Ausnahmezustand in Ungarn erst neunzehn Jahre nach seiner Thronbesteigung unterziehen, erst dann, als jener von Deák verfaßte Ausgleich zwischen König und Volk zustande gekommen war. Der Deák'sche Ausgleich setzte die ungarischen Verfassungsgesetze, insbesondere auch das Verhältnis Ungarns zu Österreich in Zusammenhänge mit den Gesetzen der früheren Jahrhunderte fest und umschrieb, wenn auch keineswegs mit peinlichster Genauigkeit, die Rechte und Pflichten des Königs von Ungarn. Unter anderem findet sich darin in dem Gesetzartikel 12, der über das Verhältnis Ungarns zu Österreich handelt, ein Paragraph — Paragraph 11, der in deutscher Fassung folgendermaßen lautet: „Infolge der verfassungsmäßigen Herrscherrechte Sr. Majestät in betreff des Kriegswesens wird alles dasjenige, was auf die einheitliche Leitung, Führung, innere Organisation der gesamten Armee und somit auch des ungarischen Heeres als eines ergänzenden Teiles der gesamten Armee Bezug hat, als der Verfügung Sr. Majestät zustehend erkannt.“

Während die Krone von jeher gerade aus dem Begriffe „der verfassungsmäßigen Herrscherrechte“ die unbeschränkte Zuständigkeit betreffs der Organisation der Armee herleitete, legte die ungarische Unabhängigkeitspartei das Vorhandensein des Begriffes „ungarisches Heer“ in dem Sinne aus, daß jener Teil der Armee, der in Ungarn stünde, als eine selbständige Hälfte, als ein wirklich ungarisches Heer eingerichtet werden müßte, demnach ganz in national ungarischem Geiste zu halten und auch mit der magyarischen Kommandosprache auszustatten wäre.

So lange die Unabhängigkeitspartei nur einen geringen Bruchteil des ungarischen Reichstages ausmachte, konnte sie für die selbständige ungarische Armee agitieren, ohne Aussicht jedoch, daß diese Propaganda in die Tat umgesetzt würde.

Seitdem jedoch durch die Reichstagswahlen vom Januar 1905 diese Partei zur stärksten Partei, wenn auch noch nicht zur absoluten Majorität des ungarischen Reichstags geworden ist, hat sie sich zum entscheidenden Faktor im parlamentarischen Leben Ungarns herausgebildet, und dies in Verbindung mit anderen kleinen Parteien, der katholischen „Volkspartei“ und den sogenannten Dissidenten. Unter der Führung Franz Kossuths, des Sohnes des verstorbenen Diktators von Ungarn, und des Grafen Albert Apponyi stehend, stellt sie vor allem die Forderung nach einer durchaus selbständigen ungarischen Armee auf. In diesen Gedanken der militärischen Emanzipation von Österreich hatten sich die Magyaren vielfach in der Besorgnis hineingelebt, es könnte in entfernteren Tagen — nach Ableben etwa des gegenwärtigen Monarchen — eine Zeit kommen, in der ein zukünftiger Herrscher in gleicher Weise der ungarischen Verfassung und der ganzen ungarischen Entwicklung entgegenzutreten versuchen würde, wie dies Kaiser Franz Joseph im ersten Jahrzehnt seiner Regierung getan hatte. Würde dies sich je zutragen, so wollen die Ungarn solcher Möglichkeit mit ihrem eigenen von ungarischem Nationalbewußtsein erfüllten Heere gegenüberstehen. Schon bis jetzt gab es neben der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armee und der besonderen österreichischen Landwehr eine ungarische Landwehr, Honveds genannt, die den Eid auf die ungarische Verfassung zu schwören haben. Die Honveds jedoch genügen lange nicht mehr dem ungarischen Nationalbewußtsein, das nun noch viel mehr verlangt und jene Hälfte der Reichsarmee, die in Ungarn steht, in ebenso durchaus nationalem Geiste auszugestalten strebt wie die Honveds. Während noch die frühere Generation ungarischer Staatsmänner, also diejenigen, die bei dem 1867er Ausgleich Parteigänger waren, die Punkte im Gesetzartikel 12 vom Jahre 1867, die „das ungarische Heer“ betreffen, in der Richtung auslegten, daß damit nur die Honveds gemeint sein könnten, beziehen die gegenwärtigen maßgebenden Führer der Unabhängigkeitsbewegung in Ungarn all dies auf jenen Teil der Armee überhaupt, der sich aus Ungarn rekrutiert oder in Ungarn steht.

Der Kampf zwischen der Krone und der ungarischen Reichstagsmehrheit gipfelt darin, daß die erstere jenes kaiserliche Heer nicht ganz preisgeben will, dessen Fahnen schon in den Tagen Wallensteins, des Prinzen Eugen von Savoyen, dann bei Aspern und in der Völkerschlacht von Leipzig ruhmreich flatterten, während die ungarischen „Unabhängigen“ auf die kaiserliche Armee, die Reichsarmee, weniger Gewicht legen als auf ein ungarisches Heer, das allerdings an der Seite eines österreichischen unter dem höchsten Kriegskommando des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn die Monarchie nach außen hin zu verteidigen hätte. Ein Hauptmittel zur Herstellung des ungarischen Heeres erscheint diesen „Unabhängigen“ die ungarische Kommandosprache. Bis jetzt gibt es nur eine Kommandosprache, das ist die deutsche, für die Armee, die sich ja noch heute wie Wallensteins Lager aus einem ganzen Duzend Nationen zusammensetzt: Deutschen, Magyaren, Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Kroaten, Serben, Slowenen, Rumänen, Italienern, Rüdinen. Der Kaiser von Österreich oder König von Ungarn beharrt nun darauf, daß an der deutschen Kommandosprache und somit auch an der Einheit der Reichsarmee nicht gerüttelt werden soll, während der Kern der ungarischen Reichstagsmehrheit, das heißt die Unabhängigkeitspartei, sich bis jetzt geweigert hat, ein Ministerium aus ihrer Mitte zu bilden, so lange nicht die sichere Aussicht auf Erfüllung dieses ihres Lieblingswunsches bestünde. Seit einem Jahre steht Ungarn ohne eine konstitutionelle, das heißt der Mehrheit des Parlaments entnommene Regierung da. Zuerst regierte das Kabinett des in den Wahlen vom Januar 1905 schwer geschlagenen Grafen Stephan Tisza, und jetzt ist es seit vielen Monaten der frühere Honvedminister Freiherr v. Fejervary, der an der Spitze der provisorischen von der Reichstagsmehrheit und sogar der liberalen Reichstagsminderheit bekämpften, um nicht zu sagen, geächteten Regierung steht. Der Monarch hatte längst das Verlangen und hegt es noch immer, das unkonstitutionelle Kabinett, das

nicht in stande ist, im Zusammenwirken mit dem Reichstage zu regieren, vielmehr die der gegenwärtigen Regierung durchaus feindlichen legislativen Körperschaften stets vertagt halten muß, durch eine parlamentarische Regierung zu ersetzen. Am liebsten würde der König von Ungarn, um den vielen Wirren ein Ende zu setzen, durch Erteilung des allgemeinen Stimmrechts an die Bevölkerung Ungarns, wodurch Millionen auch von Nichtmagyaren (Rumänen, Slowaken, Siebenbürger Sachsen und andere) und Hunderttausende von antichauvinistischen Arbeitern zu parlamentarischer Geltung kämen, den Chauvinismus der „Unabhängigen“ ersticken. Allein da der Reichstag in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung für dieses dem Koalitions- und insbesondere Unabhängigkeitsregime gefährliche, allgemeine Wahlrecht nicht zu haben ist, so könnte dieses nur verfassungswidrig eingeführt werden.

Da nun die Krone bisher nicht in der Lage war, die Bedingungen anzunehmen, unter denen die sogenannte Koalition, als deren Mandatar Graf Julius Andrássy — das Haupt der der Unabhängigkeitspartei verbündeten, aber doch auf dem 1867er Ausgleichsstandpunkte befindlichen Dissidenten — wiederholt und zuletzt noch im Januar und Februar d. J. vor dem Kaiser in der Wiener Hofburg erschien, eine Regierung zu bilden geneigt schien, so führt noch immer Freiherr v. Fejervary, von der Mehrheit des ungarischen Volkes als eine Art Herzog Alba betrachtet, das Ruder.

In der Tat, nicht gering sind die Wünsche, von deren Erfüllung die ungarische Koalition, insbesondere die Unabhängigkeitspartei, die Übernahme der Regierung abhängig macht. Für die Unabhängigkeitspartei ist überhaupt der 1867er Ausgleich etwas, was zum Wohle Ungarns besser zu Grabe getragen werden sollte. Die den Unabhängigen verbündeten Parteien wiederum deuten den Ausgleich in einem Sinne, als ob in dem neuen Ungarn noch lange nicht alles verwirklicht wäre, was Franz Deák im nationalen Interesse des Landes gefordert hätte.

Wer sich die Mühe nimmt, die Gesetze vom Jahre 1867 durchzulesen, die als sogenannter Ausgleich in der Zeitgeschichte figurieren, kann sich in der Tat nicht der Wahrnehmung entschlagen, daß hier mehr die dehn- und wendbare Sprache der Diplomaten als etwa die feste verfeinerte Formel des Gesetzes, die keine abweichenden Auslegungen herausfordert, angewendet ist. Das begreift sich auch, denn dieses sogenannte Gesetz ist eigentlich eine von Deák abgefaßte Staatschrift, die als Grundlage eines Gesetzes hätte dienen sollen, in Wirklichkeit aber von dem damaligen ungarischen Ministerpräsidenten, dem Grafen Julius Andrássy, dem Vater, in Paragrafen eingeteilt und als Gesetz vor die parlamentarischen Körperschaften gebracht wurde, ohne den festen Guß eines wahrhaften Gesetzes zu besitzen.

Ein Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn, hat dieses sonderbare 1867er Gesetz eine etwas andere Gestalt in der ungarischen Tertierung und eine andere wiederum in der österreichisch-deutschen, wie sie damals vor den österreichischen Reichsrat kam. Die daraus sich ergebende Verschiedenheit der Auslegung bildet einen Teil auch des Gegensatzes zwischen Österreich und Ungarn, dem der Konflikt zwischen der ungarischen Krone und der ungarischen Reichstagsmehrheit ist auch von dem Konflikt zwischen der österreichischen und der ungarischen Reichshälfte begleitet. Solange die liberale Partei in Ungarn am Ruder war — von den Tagen des alten Grafen Andrássy an bis zur Regierung des vor einem Jahre gestürzten jungen Grafen Tisza — wurde der Friede zwischen Österreich und Ungarn leidlich aufrecht erhalten. Die liberale Partei hielt im Geiste Deáks an dem Programm fest, Ungarns nationale Blüte zu entwickeln unter dem Schirm und Schutze der gemeinsamen Reichsinstitutionen. Diese Partei scheute wohl nicht vor der Abtötung, den Schwerpunkt der Monarchie, wenn möglich, nach Ungarn zu verlegen; doch in weiser Voraussicht, daß erst die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes entwickelt werden müßten, betonte sie es stets, daß Ungarn sich an Österreich anlehnen, daß die Monarchie nach außen hin ein



In Gefahr Not.
Wendler & H. H. H. 1870/71.

Das Bild zeigt die Rettungsstation des Dampfers "König" am 10. März 1870.

einheitliches Ganzes nicht nur als militärischer Organismus, sondern auch als wirtschaftliches Zollgebiet bilden müßte. Im 1867er Gesetz ist wohl eine Erneuerung des Ausgleiches von zehn zu zehn Jahren vorgesehen — also ein genügend schwankender Zustand — aber an dem einheitlichen Zollgebiete wurde nicht gerüttelt, und nun ist auch dieses der Gegenstand der heftigsten Angriffe der ungarischen Unabhängigkeitspartei, die sogar die wirtschaftliche Trennung Ungarns von Österreich zur Voraussetzung der militärischen Losreißung macht. Freilich, Ungarn ist mehr Agrarstaat — Österreich ein Industriestaat, der den Hauptmarkt für die ungarischen Bodenprodukte bildet. In Ungarn werden die größten Anstrengungen gemacht, die Industrie zu heben und auf diese Weise den Agrarstaat in den Industriestaat hinüberzuleiten. Immerhin berechnen die Kenner der Verhältnisse, daß Ungarn auf die Umwandlung in einen wirklichen Industriestaat noch zwanzig bis dreißig Jahre zu warten habe. Würden also Zollschranken zwischen den beiden Staaten aufgerichtet werden, so käme wohl eine Krise über die Industrie Österreichs, eine weit größere jedoch noch über die Landwirtschaft Ungarns. Die Mehrheit der Bevölkerung Österreichs steht einer wirtschaftlichen Losreißung Ungarns mit ebensowenig Sympathien gegenüber wie etwa einer militärischen Zerreißung des Reiches, sträubt sich jedoch noch entschiedener dagegen, daß, wie dies vielfach in Ungarn begehrt wird, etwa die militärische Losreißung durch Zugeständnis der ungarischen Kommandosprache vorbereitet würde, ohne daß auch jenes Verhältnis gelöst würde, das bis jetzt bestanden hat und demzufolge Österreich fast zwei Drittel und Ungarn nur etwas über ein Drittel zu den gemeinsamen Ausgaben des Reiches steuert. In Österreich ist eben vielfach das Bewußtsein vorhanden, daß man noch mehr vom Standpunkte der Bevölkerungsziffer als von dem der Steuerzahlung viel zu große Lasten für den gemeinsamen Reichshaushalt im Vergleich zu Ungarn beitrage, und daß es sich nicht länger verlohne, ein ähnliches Verhältnis aufrecht zu erhalten, wenn etwa eine wirtschaftliche oder militärische Zerreißung des Reiches stattfinden sollte.

Dies ist der zum Konflikt zwischen Österreich und Ungarn erweiterte Streit zwischen der ungarischen Krone und dem ungarischen Reichstage. Doch erschöpft er sich nicht ganz in den dargelegten Punkten. Noch anderes begehrt die ungarische Reichstagsmehrheit, unter anderem Neuerungen zur Befestigung

der verfassungsmäßigen Garantien, wodurch das Recht der Krone, den Reichstag zu vertagen, beschränkt werden soll. Dies fordert die ungarische Parlamentsmehrheit, weil sie ein für allemal verhindern will, daß das Gesetzgebungsrecht des Reichstags bei einem Konflikt zwischen Krone und Parlament in ähnlicher Weise ins Stocken gerate, wie dies seit einem Jahre durch die mehrfachen Vertagungen des Reichstags geschehen ist.

Auch besondere Embleme, wie Fahnen und Wappen, innerhalb der gemeinsamen Reichsinstitutionen, verlangen die Ungarn. Wenn der Kaiser nun sein eigenes Wappen feststellen will, das die gemeinsamen Institutionen, etwa die diplomatischen Vertretungen und Konsulate im Auslande tragen sollen, so antworten die Ungarn auch darauf, daß sie dies aus staatsrechtlichen Rücksichten als unannehmbar bezeichnen müssen.

Der König von Ungarn zeigte sich, um den „Unabhängigen“ entgegenzukommen, geneigt, keine Einwendung gegen eine entsprechende Geltendmachung der ungarischen Sprache in der Militärstrafprozessordnung zu erheben. Doch erklärte er, jegliches Zugeständnis in bezug auf die Kommandosprache aufs entschiedenste abzulehnen. Die „Unabhängigen“ erwiderten darauf dem Monarchen, sie könnten es der Krone allenfalls zugestehen, daß der Reichstag aufgelöst und daß das Volk Ungarns von neuem befragt würde, ob es die Kommandosprache wolle oder nicht.

Der König wiederum seinerseits lehnt es entschieden ab, die Frage der Kommandosprache einem Volksvotum zu unterstellen, denn er will den Herrscher und nicht die Parlamentsmajorität als den entscheidenden Faktor in der Heeresfrage betrachten wissen. Es scheint, daß der König von Ungarn von der Preisgabe der einheitlichen deutschen Kommandosprache eine Schwächung der Wehrkraft befürchte, die vielleicht auch den Verbündeten Österreich-Ungarns: Deutschland und Italien, nicht ganz gleichgültig sein könnte.

So dehnt sich denn der Konflikt zwischen der Krone und dem ungarischen Parlament und der zwischen Österreich, das mehr für den Monarchen als für die ungarische Reichstagsmehrheit Partei nimmt, und Ungarn ins Unendliche.

Der neue Deak will nicht kommen, der nach neuem Streit den Frieden zwischen Krone und Parlament in Ungarn und damit zwischen Österreich und Ungarn selbst stiftete.

Emil Adolf Koszmähler.

Ein Gedenkblatt von C. Falkenhorst.

Emil Adolf Koszmähler — einen guten echten Klang hat dieser Name bei allen deutschen Naturfreunden; man nennt ihn in einem Zuge neben Brehm, Bock, Vogt und anderen, die in früherer Zeit mit froher Zuversicht trotz aller Anfeindung nicht müde wurden, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung dem Volke zu vermitteln. Vier Jahrzehnte sind seit Koszmählers Tode verfloßen, aber noch heute findet man seine vollstümlichen Bücher in der Hand der Strebenden, die sich selbst belehren wollen, noch wirkt er unter uns als Lehrer und Führer in den großen Schöpfungen der heimatischen Natur, und eine große Gemeinde hat vollen Anlaß, dankbar und ehrend seinen hundertsten Geburtstag zu feiern.

Am 3. März 1806 erblickte Emil Adolf Koszmähler als Sohn eines namhaften Kupferstechers in Leipzig das Licht der Welt. Schon als Bürgerschüler bekundete er seine Neigung für die Natur, und sie verließ ihn nicht, als er im zwölften Lebensjahre ins Gymnasium kam. Das brachte ihm aber wenig Freude; denn seine Mutter hegte den Wunsch, daß er dereinst ein tüchtiger Theolog werde, und in der altbewährten Schule galt Latein weit mehr als Tiere, Pflanzen und die toten Steine. So hatte er schon frühzeitig wegen seiner besonderen Geistesrichtung manchen harten Strauß auszuweichen. Auch schlimmere Prüfungen sollten ihm nicht erspart bleiben. Trauer senkte sich über seine erste Jugend; im Jahre 1821 starb sein Vater, und drei Jahre darauf folgte ihm die Mutter ins Grab.

Nun verlebte er die Ferien bei einer Tante in Nischwitz; hier auf dem Lande brachten ihm jugendliche Naturstudien Trost und Vergessen in seinem ersten großen Lebensschmerz.

Nun kamen Jahre des freien akademischen Lebens. Dem Wunsche seiner Erzieher entsprechend, hörte der junge Koszmähler Kirchen- und Dogmengeschichte, aber sein Geist war nicht dabei; auch die philosophischen Kollegien fesselten ihn nicht; dagegen machte er große Fortschritte in der Botanik, war bald ein trefflicher Kenner der kryptogamischen Gewächse und so bewandert in der medizinischen Botanik, daß er schon im zweiten Studienjahre darin Pharmazeuten Unterricht erteilte.

In dem thüringischen Städtchen Weida begann Koszmähler seine Lehrtätigkeit; er stand hier einer Kollektivschule vor; alle seine freie Zeit verwendete er aber rastlos auf eigene Fortbildung. In dem Apotheker des Orts fand er einen eifrigen Genossen seiner Studien und Ausflüge. Nicht lange sollte er jedoch in Weida bleiben, schon im März 1830, als Fünfundzwanzigjähriger, wurde er als Lehrer der Geologie an die Fortifikationsakademie zu Tharandt berufen. Hier in dem amnatigen Tale der Wilden Weißeritz gründete er ein Jahr darauf sein Familienheim, schloß eine glückliche Ehe, der vier Kinder entsproßen.

Ruhig flossen anfangs die Jahre dahin; ein deutsches Gelehrtenleben nahm seinen normalen Gang. Der junge Professor machte

weitere Studien, schrieb Lehrbücher, und die Mollusken waren ein Spezialgebiet seiner Forschung. Er begann eine Molluskensammlung anzulegen, die mit der Zeit so reichhaltig wurde, daß sie eine große Seltenheitswürdigkeit bildete. Emsig arbeitete er an einem umfangreichen Werke über die europäischen Land- und Süßwasser-mollusken, das man später als das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens rühmte. Der Sohn des Kupferstechers zeichnete dazu selbst die Illustrationstafeln und fertigte auch selbst die Lithographien an. Zu den Männern der Wissenschaft stand er in regen Beziehungen, auf den Versammlungen der deutschen Naturforscher in Wien und Prag tauschte er mit Fachgenossen seine Ansichten aus; im Jahre 1837 kam er in Berlin mit Alexander von Humboldt zusammen; auch sonst unternahm er Reisen, die seinen Blick erweiterten.

Wie erpriehtlich aber auch seine wissenschaftliche Tätigkeit sich gestaltete, so war Emil Kofmähler doch kein Bahnbrecher, keiner jener genialen Geister, die die Forschung in neue Bahnen lenken. Wenn er allein bei dieser Tätigkeit geblieben wäre, so hätten wir heute kaum Anlaß, ihn so besonders warm zu feiern. Nah sollte seine eigentliche Gelehrtenlaufbahn abbrechen. Politische Stürme trieben ihn aus dem stillen Hafen in das bewegte Leben. Er dachte freier in religiösen Dingen und trat im Jahre 1846 mit seiner Gattin zum Deutschtholizismus über; er war Demotrat in politischen Fragen und schloß sich in der gährenden Zeit der Fortschrittspartei an, auf ihrem Konstitutionsfeier in Tharandt trat er als Festredner auf. Er wurde zum Führer der freiheitlichen Bewegung in seiner engeren Heimat, und das Volk schenkte ihm Vertrauen; der 22. sächsische Wahlbezirk berief ihn als Nationalvertreter in die Paulskirche nach Frankfurt a. M. Hier war er „ein treuer, nie schwankender Kampfgenosse“ auf der linken Seite des Hauses und ward zum Mitgründer des Vereins zur Ausgleichung der religiösen Bekenntnisse und zur Begründung eines Humanitätsbundes. Im Jahre 1849 folgte er dem Bruchteile der Nationalversammlung nach Stuttgart, und damit war sein künftiges Schicksal entschieden. Wie so viele andere wurde auch Kofmähler gemahregelt. Ein Hochverratsprozeß wegen Teilnahme an den Stuttgarter Beschlüssen und Enthebung vom Amte eines akademischen Lehrers erwarteten ihn bei seiner Rückkehr nach Sachsen.

So mußte er scheiden von der liebgewonnenen Wirkungsstätte. Von nun an war er, wie er sagte, „ein freier Herr seiner Zeit und seiner Kraft, ein freier Diener seines Volkes“, er siedelte im Jahre 1850 nach Leipzig über und schuf sich ein neues Amt, ein Volksamt, wurde zu einem naturwissenschaftlichen Reiseprediger. Er faßte den neuen Beruf mit voller Gründlichkeit an; es war ihm klar, daß bildliche Darstellungen den Vortrag beleben und unterstützen mußten; aber damals kannte man noch nicht die Projektionsapparate, die heute bei öffentlichen Vorträgen benutzt werden. So malte dem Kofmähler selbst große transparente Tafeln, die zoologische Skizzen, mikroskopische Präparate und ähnliches wiedergaben. Anfangs hatte er nach eigenem Ausspruch einige Professoren-schen, wie ein Bänkefänger mit diesen kolossalen Tafeln von Stadt zu Stadt zu ziehen; aber die Aufnahme, die er bei seinen Zuhörern fand, belehrte ihn bald, daß er das Richtige getroffen habe. „Gehet hin und tuet desgleichen!“ rief er den Naturforschern zu. Und er war ein Bahnbrecher auf diesem Gebiete der Verbreitung des Wissens.

Nachhaltiger als durch seine Vorträge wirkte er aber durch seine Schriften. Unmittelbar nach dem Ende des „Kumpfparlaments“ in Stuttgart begann er an seinem Werke „Der Mensch im Spiegel der Natur“ zu schreiben; dann folgten seine „Populären Vorträge“, die schönen Bücher „Der Wald“ und „Das Wasser“ und seine meisterhafte Einführung in die Kenntnis der heimatischen Natur „Die vier Jahreszeiten“. Freilich mußte er sich seinen Leserkreis erst langsam

erobert. Im Vergleich zu anderen populären Schriftstellern stellte Kofmähler mehr Anforderungen an seine Leser. „Mein Buch“, sagte er einmal, „müht ihnen etwas zu. Es will sie nicht bloß unterhaltend belehren oder meinetwegen auch belehrend unterhalten — nein, es will sie einfach belehren.“

Trotzdem verstand aber Kofmähler in seiner Darstellung auch den leichten, feuilletonistischen Ton anzuschlagen. Dies war in seinen für Zeitschriften bestimmten Beiträgen der Fall. Als nun Ernst Keil im Jahre 1852 im Gefängnis Hubertusburg den Plan zur „Gartenlaube“ entwarf, beschloß er, in dem Blatte mit Nachdruck die Popularisierung der Naturwissenschaften und der Medizin zu erstreben. Was die ersteren anbelangt, so sollten in durchaus vollständigen und mit Abbildungen versehenen Beiträgen die wichtigsten und nächstliegenden Fragen aus dem Naturleben besprochen werden, und diese Artikel sollten so geschrieben sein, „daß sie die gewöhnlichsten Handwerker, besonders aber die Frauen, verstehen könnten.“ Gleich in den ersten Nummern der „Gartenlaube“ wurde dieses Programm durch die Artikelserie „Aus der Menschenheimat. Briefe des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler“ verwirklicht. Unter diesem schlichten Pseudonym verbat sich aber Emil Adolf Kofmähler, dem die „Gartenlaube“ als einem ihrer ersten und ältesten Mitarbeiter ein ehrendes und dankbares Andenken bewahrt. Er schilderte in jenen Briefen die neuesten Errungenschaften der Naturwissenschaft in ihrer Wirkung auf die Kulturfortschritte und das menschliche Leben. Später veröffentlichte er zahlreiche andere Artikel unter seinem wirklichen Namen, und vor allem zeigte er das Bestreben, in den Herzen seiner Leser die Liebe zur heimatischen Natur zu wecken. In dieser Hinsicht wurde er von Ernst Keil auch anderweitig unterstützt, indem dieser Kofmähler die Gründung der ersten deutschen populär-naturwissenschaftlichen Zeitschrift ermöglichte.

Sie erschien unter dem Titel „Aus der Heimat“, und ihr Motto lautete: „Die Natur ist weder eine allgemeine große Vorratskammer, noch eine staubige Studierstube, noch ein Bettstübel, sondern unser aller gemeinsame Heimat, in der Fremdling zu sein Schande und Schaden bringt.“

In der Würdigung Kofmählers bei der Totenfeier zählten Alfred Brehm und Franz Wiegand die wichtigeren Werke Kofmählers auf. Ein Büchlein aber „Das Süßwasser-Aquarium“ erwähnten sie nicht; es schien ihnen damals unbedeutend; und doch hat Kofmähler gerade auf diesem Gebiete der Naturliebhaberei in Deutschland einen Samen ausgestreut, der herrlich aufgegangen ist.

Im Jahre 1856 veröffentlichte Kofmähler in der „Gartenlaube“ einen Artikel „Der See im Glase“, der große Beachtung in ganz Deutschland fand. Später förderte er die Sache durch das oben erwähnte Büchlein. Die Zahl der Aquarienfreunde ist seitdem unermesslich gewachsen, und diese große Schaar der Naturliebhaber feiert jetzt im Anschluß an Kofmählers hundertsten Geburtstag auch das fünfzigjährige Jubiläum der Einführung des Aquariums in Deutschland.

Das selbstgewählte Amt eines „Volkslehrers“ übte Kofmähler bis zum letzten Atemzuge.

Nach im späten Lebensalter sagte er: „Wollt ihr einen alten Mann sehen, der nur noch eine Idee in seinem grauen Kopfe hat, so seht mich an; jene eine Idee ist aber die Schule, die Volksschule und deren Besserung.“ Es war ihm nicht vergönnt, die großen Siege und die Einigung Deutschlands zu erleben. Am 8. April 1867 starb Kofmähler in seiner Vaterstadt Leipzig. Ungebeugt schied der alte Kämpfer von dieser Welt; fast ruhte schon seine Rechte in der Hand seiner treuen Gattin, die standhaft die schwarzen und die heiteren Tage mit ihm geteilt hatte, und seine erstarrten Rippen murmelten noch die feinen Worte: „Ich wider-rufe nichts und habe nichts zu bereuen!“

Im März.

O süße Kargheit, wenn das junge Grün
Am Strauche sich in zarten Knospen zeigt,
Wenn, nach des ersten Frühlingsregens Sprüh'n,
Aus schwarzer Erde Halm um Halmchen steigt,
Den Weg zum Lichte jaghaft sich zu bahnen —
O süße Kargheit, künft'ger Fülle Ahnen!

Un eine junge Seele mahnt die Zeit,
Die hangend vor der Liebe Macht erschrickt,
Dem holden Drang in sich nicht Worte leiht,
Die kaum den Blick zu dem Geliebten schießt
Und doch, ob sie's gleich vor sich selbst verhält,
Durchschauert wird von künft'gen Glückes Fülle —

Marie Tyrol.

Indianische Korbmacher.

Von M. Sagenau.

Im Süden der Vereinigten Staaten, westlich vom Felsengebirge, erstreckt sich ein weites Gebiet, das lange Zeit als schlimme Wüste übel beleumundet war. „An den Ufern der vorhandenen zwei oder drei Flüsse, die während der Trockenzeit versiegen, konnte wohl mit Hilfe künstlicher Bodenbewässerung eine sehr beschränkte Bewirtschaftung stattfinden, aber darüber hinaus trug die lebende und leblose Natur den echten Wüstencharakter: Jede Pflanze war mit Dornen, jedes Tier mit Stacheln bewehrt. Mit dem losen Sande trieb der Wind sein Spiel, und schmerzhaft wendeten sich die Augen von den Glutwellen ab, die über den nackten Felswänden zitterten.“ So schildert Heinrich Semler den Eindruck, den Arizona auf ihn gemacht hatte, als er das verrufene Gebiet vor Jahrzehnten zum ersten Male bereiste. Ebenso trostlos erschien das Land den Spaniern, als sie in dieses schon im sechzehnten Jahrhundert auf der Suche nach dem sagenhaften, goldreichen Cibola eindringen. Zu ihrem Erstaunen fanden sie aber dort eine wenn auch spärliche ackerbaureibende Bevölkerung; Nothäute, die in eigenartigen Pueblos oder Dörfern wohnten.

Auf schwer zugänglichen Tafelbergen waren sie wie große Burgen oder Kasernen aus massiven Feldsteinen errichtet oder auch in den Berg selbst hineingebaut. Kein Tor führte in die Erdgeschosse, auf Leitern mußte man die oberen Stockwerke erklimmen, um in das Innere dieser sonderbaren Behausungen zu gelangen. Burgen waren es, die den friedliebenden Menschen Zuflucht vor feindlichen Angriffen boten; vom Norden und vom Westen her drängten gegen dieses Gebiet wilde Herden nomadisierender Indianer, darunter die verrufenen Apatzchen, diese „wildesten, treulossten und mordgierigsten Bestien in Menschengestalt“.

Die Puebloindianer standen zwar nicht auf einer so hohen Kulturstufe, wie sie bei den Mexikanern gefunden wurde, aber vor ihren nordamerikanischen Nachbarn zeichneten sie sich vorteilhaft aus. Sie waren Ackerbauer und hatten Haustiere, sie waren auch bewandert in verschiedenen Gewerben, weit und breit galten sie als die besten Töpfer,

und sie verstanden auch gleich den Mexikanern aus Vogelfedern wunderbare Stoffe, Mäntel und Kleider zu fertigen. Berühmt waren auch ihre Flechtarbeiten, ihre Matten und Körbe. Schon damals hatten sie aber den Höhepunkt ihrer Macht überschritten; denn zahlreiche im Lande zerstreute Ruinen der Pueblos zeugten davon, daß dieser Indianerstamm einst doch zahlreicher und wohlhabender gewesen war.

Die Spanier blieben nicht lange im Lande.

Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen wieder Weiße in größerer Zahl. Diesmal betraten sie das Land vom Westen her, über das Felsengebirge; Nordamerikaner waren es, und in ihrer bewährten Tatkräft nahmen sie den Kampf gegen die unwirtliche Wüste und die wilden Apatzchen auf. Wenige Jahrzehnte vergingen, Eisenbahnen durchzogen das Land; waghreudige Bergleute hatten Städte gegründet, ihnen waren Viehzüchter und dann Ackerbauer gefolgt. Das fehlende Wasser suchte und fand man in der Erde. „Ich mußte es erleben,“ schrieb Heinrich Semler zehn Jahre nach seiner ersten Reise, „daß Arizona mit seinen prächtigen Pflüchten und Trauben wett-

eifernd Kalifornien gegenübertrat, und da, wo ich glaubte eine ewige Wüste zu schauen, knistern nun goldene Ahrenfelder.“

Diese großen Wandlungen der Kultur brachten aber den Ureinwohnern keinen Nutzen. Obwohl ihre schlimmsten Feinde, die Apatzchen, gebändigt wurden, konnten die Puebloindianer sich doch nicht aufrufen. Sie leben zerstreut in ihren Dörfern, ein Teil noch nach alter Väter Sitte, während ein anderer die Lebensgewohnheiten und Kleidung der Weißen angenommen hat. Aber sie schwinden langsam dahin, immer geringer wird die Zahl der Moqui, Zuni und wie sonst die Stämme heißen. Einem sind sie aber treu geblieben, ihrem alten Kunstgewerbe. Die schönen federbekleideten Ge-

webe fertigen sie allerdings nicht mehr, aber noch immer sind sie Meister in der Töpferei, und noch immer flechten ihre Frauen Matten und Körbe, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit, sorgfältigen Arbeit und wegen ihrer schönfarbigen eigenartigen Muster das Entzücken der Fremden erregen. Wenn der Reisende auf der Eisenbahn im Fluge



Abb. 1. Flechten der Moquitkörbe.



Abb. 2. Apatzchenfrau beim Flechten wasserdichter Körbe.

Arizona durchmilt, so begegnet er auf den Bahnhöfen indianischen Weibern und Kindern, die die Erzeugnisse ihrer Flechtereifeilbieten. Die Ware wird gern gekauft. Sie ist beliebt in den Vereinigten Staaten, und ihr Wert steigt mit der Entfernung von dem Ursprungslande. In großen Städten werden von Liebhabern für einen schönen Moquikorb selbst einige hundert Dollar bezahlt; aber bei solchen Liebhabergeschäften profitieren am meisten die Zwischenhändler; die Korbflechterinnen, die in ihrer Heimat vor der Tür ihrer Hütte ohne jede maschinelle Beihilfe aus freier Hand die Kunstwerke formen (siehe Abbildung 1), wissen nichts von so hohen Preisen. Viele der Moquikörbe zeichnen sich aber noch durch eine besondere Eigenschaft aus; sie sind so dicht geflochten, daß man mit ihnen Wasser schöpfen, es in ihnen tragen und aufbewahren kann. Leuten, die inmitten unserer Kultur aufgewachsen sind, mögen solche geflochtenen Wassereimer und Töpfe recht entbehrlich und als ein unnötiger Luxus erscheinen. Dem Forscher sind sie aber besonders interessant, denn sie charakterisieren eine der ersten Kulturstufen der Menschheit; sie sind Wahrzeichen einer Zeit, in der die ersten Menschen den Ton noch nicht zu formen verstanden. Die Kunst, solche wasser-



Abb. 3. Wasserträgerin.

dichten Körbe zu flechten, ist nicht nur den Moqui eigen. Auch ihre Nachbarn, die gezähnten Apatsehen, verstehen sie. Ihre Weiber sind auch geübte Korbmacherinnen, und im Schatten des verfallenen Zaunes ihrer elenden Behausungen entstehen Flechtwaren, deren Muster an Originalität und Farbenharmonie nichts zu wünschen übrig läßt (siehe Abbildung 2). Betrachtet man ein solches Stück in einem Museum für Völkerkunde, so denkt man nicht leicht daran, wie abstoßend und zerkumpt seine Schöpferin war.

Obwohl die Töpfereikunst in Arizona schon durch die Puebloindianer seit langem bekannt ist, obwohl die Blechimer und Kannen unseres Kulturkreises dorthin massenhaft eingeführt wurden, bleibt doch der Apatsee hier und dort an seinem uralten Wassergerät hängen. Nicht weit von der Bahnlinie sieht man, wie ein schlankes Indianermädchen das aus Stämmen des Säulenaktus erbaute Gehege ihres Dörfchens verläßt, mit einem großen krugförmigen Korbe zur Wasserstelle schreitet und in ihm das in der Wüste kostbare Naß auf dem Kopfe heimträgt (siehe Abbildung 3). Diese Abbildung bildet ein Gegenstück zu den wohlbekannten Bildern, die Frauen am Nil darstellen, wie sie in großen Tontrügen Wasser schöpfen. Diese Fellahweiber berühren den modernen Menschen etwas altertümlich; in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht ist aber das Bild des Apatsehenmädchens ein Wahrzeichen einer viel älteren Zeit.

Das Flechten ist eine der ersten Kunstfertigkeiten, die der Mensch erlernt hat; und sie war die Vorläuferin zweier anderer, die höher stehen und heute für uns wichtiger sind. Aus der Flechtkunst ist die Weberei hervorgegangen. Musselin ist verfeinerte Flechtarbeit. Ebenso war die Korbflechterei eine Vorstufe der Keramik, und gerade in Amerika können wir die Spuren dieser Entwicklung in den einzelnen Phasen genau verfolgen. Wasserdichte Körbe waren bei der Entdeckung dieses Weltteils noch bei verschiedenen Völkern im Gebrauch, und wie solid sie gearbeitet wurden, erhellt aus folgendem Beispiel: In einem altperuanischen Grabe hat man in der Neuzeit einen Korb gefunden, der zur Aufbewahrung der Flüssigkeiten bestimmt war und zur Zeit der Wiederentdeckung diesem Zwecke noch entsprach. Aber auch zum Kochen wurden solche Körbe benutzt. Noch heute verwenden die Chinoosindianer in Oregon Körbe aus Strohgeflecht, um in ihnen mit Hilfe glühender Steine das Wasser zum Sieden zu bringen, in dem sie die Lachse, ihre Hauptnahrung, kochen. Die Versuchung, einen solchen Korb ans Feuer zu setzen, mußte nahe liegen, und möglich war das, wenn man ihn



Abb. 4. Einweichen der Rinsen.

vor direkter Verbrennung schützte. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht eine Beobachtung, die der französische Seefahrer Gonneville im 16. Jahrhundert an der brasilianischen Küste machte.



Abb. 5. Pimarweib mit Tragkorb.

Dort benutzten die Eingeborenen hölzerne Kochgeschirre, die zum Schutze gegen das Feuer außen mit einer Lehmsschicht überkleidet waren. Kösten sich beide Teile voneinander, so blieb ein Tongeschirr übrig. Ähnliche Versuche wurden auch mit Körben gemacht, und so erhielt man Tontöpfe. Nachdem diese Entdeckung einmal gemacht worden war, gab man sich nicht mehr die Mühe, wasserdichtes Geflecht herzustellen; man flocht nur einen lockeren Korb, kleidete ihn innen mit Ton aus und setzte ihn ins Feuer. Die Flamme verzehrte das äußere Gehäuse, der Topf blieb übrig, und seine äußere Wand zeigte den Abdruck des Korbgeflechtes. Dadurch entstand ohne Absicht ein Ornament. Daß man ursprünglich in dieser Weise verfuhr, ist sicher erwiesen. In der Nähe von St. Louis wurde eine alte Töpferwerkstatt der Rothhäute entdeckt, in ihr fand man auch halbfertige Gefäße, d. h. Körbe aus Binsen oder Weiden, die innen mit Ton ausgestrichen waren. Auch die ältesten Tonscherben, die man aus vorgeschichtlicher Zeit auf europäischem Boden gefunden hat, zeigen vielfach deutliche Abdrücke des Korbgeflechtes, das als Form gedient hatte. Als man später andere Verfahren zur Herstellung von Gefäßen benutzte, brachte man an ihnen künstlich durch Beize und Farben das altgewohnte Ornament an, und so zeigen die ältesten keramischen Funde fast durchweg als Verzierung das Flechtmuster.

Es liegt auf der Hand, daß die Erfindung der Keramik mit der Zeit die Korblechterei nachteilig beeinflusste. Das Tongefäß machte für viele Zwecke den Korb entbehrlich. Den gleichen Einfluß mußte auch die Ausbildung der Webekunst haben; das Tuch wurde der geflochtenen Matte vorgezogen. Einst war die Flechtkunst das Gemeingut aller Menschen, jede Frau übte sich in ihr; später wurde sie entbehrlicher und blieb schließlich nur in den Händen bestimmter Gewerbetreibender. Einzelne von ihnen schufen weiter Kunstwerke auf diesem Gebiete, im großen aber wurde die Ware weniger schön. Die Blütezeit der Flechtkunst fällt darum gewiß in die Zeiten, die

wir bei uns schon zu der Vorgeschichte zählen. Es erhellt auch daraus, warum die Indianer Nordamerikas in ihren Flechtwaren so Gutes leisteten.

Viele Stämme der Rothhäute kannten, als sie mit den Weißen in Berührung kamen, die Keramik überhaupt nicht und standen im Weben zurück. Sie hatten im allgemeinen die Stufe des Flechtens noch nicht überschritten. Unfähig, die hohe Kultur des weißen Mannes anzunehmen, gingen sie allmählich zugrunde, und die Reste ihrer Rasse zeichnen sich noch aus in einer Fertigkeit, die im Laufe langer Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbte. Wenn auch die Erzeugnisse der Moqui ganz besonders gerühmt und bewertet werden, so findet man geübte Korbmacherinnen in sehr vielen anderen Stämmen. Der Reisende, der die herrlichen Szenarien des Josefmitales bewundert, erblickt am Wege häufig ein rundliches Indianerweib, das eine Wasserschale vor sich, die zierlichen Rutenbündel und Binsen biegsamer macht und geschäftig zu Körben verflacht (Abbildung 4). Besucht man die Pimas, nahe Verwandte der Puebloindianer, die an den Ufern des Gilaflusses langsam dahinsiechen, so begegnet man den nämlichen Künsten und erfährt auch, daß die Neuzeit die Flechtkunst verdirbt. Eigenartig und



Abb. 6. Warenkorb.

mit geschmackvollem Muster versehen ist noch der Tragkorb, in dem das alte Pimaweib auf unserem Bilde (Abbildung 5) das gesammelte Holz heimträgt. Es steht da eine Gestalt vor uns, die noch einer ausgeprägten Charakter hat und in ihr Werk etwas Besonderes hineinzulegen versteht. Ruchtern ist dagegen der Warenkorb, über dem ein Kinderkopf hervorlugt (Abbildung 6): ein trockener Handelsartikel für praktische Geschäftsleute, die für ein Ornament nicht einen Cent zahlen.

Die Welt hat aber mehr Geschäftsleute als Kunstliebhaber. So geht auch unter den Indianern dies älteste Kunstgewerbe der Menschheit, die Flechtere, langsam, aber unaufhaltsam zurück.

Der Damenfeind.

Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein.

(1. Fortsetzung.)

Ein Augenblick hatte Arnold Schmidt geschwankt: erst in die Bleibtrenstraße? Oder gleich in die Kirche? Dann rief er dem Kutscher Ursulas Adresse zu.

Zu spät kam er ja auf jeden Fall. Mit dem Brautführer war es nun nichts. Den Schmerz mußte er Friß antun. Sein „bester Freund“ und der „Herta ihre Beste“ — schade!

Was hatte die Unglückliche wohl angefangen? Saß sie noch zu Hause und wartete auf ihren Wagen, ihren Kavaliere, ihren —

„Himmel!“ Nie in seinem Leben hatte Arnold Schmidt einen so langen, fürchterlichen Fluch zustande gebracht wie in dem Augenblick, da er den Strauß suchte, wie eine Stecknadel in allen Ecken und Winkeln des Wagens suchte — und nicht fand.

Dies war aber auch der Höhepunkt seiner Leiden.

Seine auf die Spitze getriebene Verzweiflung über die raffinierten Martern dieser letzten Stunde schlug plötzlich in ihr Gegenteil um. Er lachte, ein köstlich befreiendes, herzweiterndes Lachen, bei dessen lustigem Staccato er's ordentlich

hörte, wie all die kleinen böshafte Teufelchen, die ihn gezwackt hatten, kopfüber die Treppe hinunterpurzelten und Kerfengeld gaben.

Gottlob! Er hatte sie wieder, seine treuen Genossen: die Bernunft, seine schwer zu erschütternde Geduld, seinen Humor — wenn dieser auch eine kleine Dosis von Galgenhumor beibehielt. Es konnte auch seine Heiterkeit nicht mehr trüben, als er beim Handschuhanziehen bemerkte, daß beide auf die Linke gehörten. Und mit einem nahezu sonnigen Gesicht stieg er in dem einfachen, doch einer gewissen billigen Eleganz nicht entbehrenden Hause in der Weibtreutrase die drei Treppen empor und schellte an der gardinenverhängten Glastür.

Dabei fiel sein Auge auf das porzellanene Namensschild. „Baronin von Faber“ stand da, in großen deutlichen Lettern. Von Faber? Und Baronin?

War's denn hier recht? Es stimmte doch sonst alles. Aber „von“? Hatte der Fritz ihm etwa unterschlagen, daß er eine adlige Dame zu Tisch führen sollte? Weil er seine „Idiosynkrasie“ — wie der Fritz es zu nennen beliebte — kannte? Weil er fürchtete, daß dieser eine Umstand seinen mühsam erkämpften Entschluß wieder über den Haufen werfen könnte?

Er hörte hinter der Gardine Schritte, Stimmen, viele Stimmen, Richern — ein lautes, vergnügtes Aufquietschen. Die Tür öffnete sich. Ein allerliebtestes junges Dienstmädchen mit weißer Schürze öffnete und betrachtete ihn mit augenscheinlichem Amüsement, während er nach dem „gnädigen Fräulein“ fragte.

„Ach, gnä Fräulein sind schon vor 'ne Viertelstunde fort. Punkt dreiviertel hab ich 'ne Droschke holen müssen. Fein war se ja grade nich. Aber was sollte Fräulein machen?“ Und dabei war's mit ihrem offiziellen Ernst zu Ende. Sie lachte den Baumeister ganz ungeniert an und fügte mit einer niedlichen Bosheit hinzu: „Schön gewartet hat se aber, unser Fräulein.“

Arnold Schmidt quittierte die Anzüglichkeit mit einer stüchtigen Verbeugung und machte Kehrt, schneller als er gekommen war. Wie eine schattenhafte Vision glaubte er im halbdunklen Hintergrund des Korridors eine Zahl von weiblichen Köpfen gesehen zu haben, alle jung und reizend, alle lachend, neugierig, spöttisch, übermütig.

Er hatte aber nicht viel Zeit, darüber nachzudenken. Der kurze Weg bis zur Kirche war mit Windeseile durchzuweisen. Der Wagen hielt vor dem rundbogigen Portal der Gedächtniskirche.

Mytisch gedämpftes Licht, aus geheimnisvoll verborgenen Quellen strömend, leiser Orgellang, stimmungsvolle Farbenharmonie, tief und satt und weich; Goldfunken aus warmem Schatten ausblühend — überall Reichtum und Pracht, Kunst und Schönheit.

Andächtig schritt Arnold Schmidt unhörbaren Fußes durch die ganze Länge des Schiffs bis zum Altar und drängte sich durch eine dichte Menge neugieriger Zuschauer bis in den Kreis der Gäste. In der äußersten Reihe fand er noch einen Platz zwischen zwei Seidenschleppen, einer blauen und einer braunen, die lang gespreizt wie Pfauenschweife über den Teppich des Bodens ausgebreitet waren. Und dank seiner ungewöhnlichen Statur konnte er über Köpfe hinweg, zwischen Köpfen hindurch das ganze farbenprächtige, feierlich schöne Bild in sich aufnehmen.

Es kam ihm etwas Feuchtes in die Augen, als er den Fritz sah, so blaß und ernst, so lang und schlank — diesen Fritz, mit dem er zusammen durch Hecken und Zäune gekrochen, auf Böden und in Kellern herumgetobt, mit dem er tausend tolle Streiche vollführt, mit dem und für den er manche Pracht Prügel eingesteckt und dem er in der schwersten Krisis einer etwas leichtsinnigen Jugend mit Rat und Tat, mehr aber noch durch das Beispiel seiner altmodisch und gutbürgerlich ehrenfesten Gesinnung auf den rechten Weg geholfen hatte.

Da stand der Fritz, und neben ihm, wie ein himmlisches Wesen in Schleierwolken gehüllt, seine kleine, gute, einfache

Herta. Und dicht hinter dem Brautpaar, zu beiden Seiten des Altars saßen die Brautjungfern, junge, holde Mädchen, gestaltet in lichten Farben, so lieblich und unschuldig, als könnten sie kein Wasserlein trüben. Und doch — Arnold Schmidt hätte nicht seine Erfahrungen haben müssen! — Er machte heimlich drei Kreuze.

Auf einmal fiel's ihm ein: die Ursula Faber, von Faber. Welche mochte das sein?

Daraufhin betrachtete er die holden Verderberinnen der Menschheit noch einmal des näheren, und bei jeder dachte er einen Augenblick: die ist's! und im nächsten sagte er sich wieder: sie kann's nicht sein.

„Kein Backfisch mehr“, hatte Fritz gesagt. Und hübsch auch nicht. Das paßte auf keine. Also hatte ihn der Fritz auch damit angeführt, der Spizbube! Und er war richtig auf den Leim getreten!

Die Besitzerin der blauen Schleppe machte jetzt eine Wendung nach rechts, und durch die so entstandene Breiche konnte der Beobachter einen Blick auf eine Gruppe von Gästen erhaschen, die ihm bisher verborgen gewesen waren. Und auf einmal sieht er ein Gesicht. Und weiß so sicher, als hätte es ihm jemand ins Ohr gesagt: das ist sie!

Zwischen den eleganten Männern in Frack und Uniformen, den diamantengeschmückten üppigen Frauen stand das junge Mädchen in seinem lächerlich einfachen weißen Kleidchen wie — er wußte nur einen Vergleich: wie ein Gesicht zwischen alltäglichen, platten oder sensationellen Zeitungsberichten.

Die geheimnisvolle bunte Dämmerung der Altarnische, der starke Duft des immergrünen Laubes und der Blumenfülle, mit der die Kirche verschwenderisch geschmückt war, das rötlich-gelbe Licht, das alles in einen magischen Schimmer tauchte und die feierliche Handlung wie mit dem Schleier eines hohen Mysteriums umwob — und darin klar und leuchtend dies eine junge Menschengesicht: — Arnold Schmidt war's, als träumte er. Und eine Angst hatte er, daß er erwachen könnte — und alles verschwunden sein würde — auch dies Gesicht —

Ja, ein „Gesicht“. Nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Ein Gesicht, eine Erscheinung. Die Offenbarung von etwas Holdem, Lieblichem — etwas sehnsüchtig und heiß Gesuchtem, vom guten, klugen, hochsinnigen Weibe.

Seine Seele wurde ihm groß und weit. Nicht einmal der Gedanke an den groben Verstoß, den er begangen hatte, konnte seine Ruhe stören.

Denn daß sie hier im Hintergrunde stand, „Hertas Beste“, zwischen der ganzen Gevatterschaft und den ferneren Bekannten der Familien, statt ihrer Freundin die Nächte zu sein an dem wichtigsten Wendepunkt ihres Lebens, das war seine Schuld. Und es hieß, frei und ehlich bekennen und büßen.

Als nun die Orgellänge wieder einsetzte und der Zug sich ordnete, um unter Begleitung jubelnder Harmonien die Kirche zu verlassen, da bahnte Arnold Schmidt sich eine Gasse durch die dichtesten Gruppen der Gäste hindurch, und als sei es selbstverständlich — verneigte er sich vor Ursula Faber und bot ihr den Arm.

Sie sah mit ruhigem Erstaunen auf. Ihr stilles, ernstes Gesicht, das noch ganz die innere Sammlung verriet, blieb unbeweglich, als sie ihre leichte kleine Hand auf seinen Armel legte. Schweigend durchschritten sie nebeneinander den langen Mittelgang, an dessen Ende das Tageslicht kühl und silbern durch die weitgeöffneten hohen Flügeltüren in die Vorhalle fiel.

Und in dieser harten und nüchternen Alltagsbeleuchtung sah die Welt auf einmal ganz anders aus. Hier war Ursula von Faber nicht mehr „das Gesicht“, das Arnold Schmidt wie eine Offenbarung erschienen war — hier war sie die vornehme junge Dame, gegen die er Kavaliersplichten zu erfüllen hatte.

Die Gesellschaft staute sich in der Halle, während die Wagen einzeln vorfahren, um die Gäste aufzunehmen. Das würde eine Weile dauern, ehe sie herankamen. Arnold Schmidt mußte seine Rede beginnen.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, und merkwürdigerweise machte es ihm gar keine Schwierigkeiten, so schwer ihm auch sonst diese Höflichkeitsform über die Lippen ging. „Mein gnädigstes Fräulein — ich bin untröstlich . . .“

Und als sie ruhig und fragend die braunen Augen zu ihm aufhob und es ihm einfiel, daß er sich ihr ja noch gar nicht vorgestellt, fügte er schnell hinzu: „Schmidt.“

Da sah er, wie ihr ein kleines, fröhliches Lächeln übers Gesicht huschte, während sie mit leichtem Kopfschütteln seine tiefe Verbeugung erwiderte. Und dann fragte sie — wahrhaftig ganz ohne Ironie, vielleicht ein klein bißchen schelmisch überlegen: „Untröstlich? Warum, Herr Schmidt?“

„Ich hatte das Mißgeschick, Sie warten zu lassen . . .“
„Mißgeschick? Hm, man könnte das vielleicht auch noch anders nennen,“ meinte sie, wieder mit der nämlichen süßen Schelmerei.

„Ach seien Sie edel, gnädiges Fräulein! Verzeihen Sie mir! In Ihren Augen bin ich natürlich ein . . . nun, die Sprache hat keine Worte für ein solches Vergehen! Aber wenn Sie meine Leidensgeschichte hörten . . . ja eine Kette von Leiden . . .“ Und Arnold Schmidt, der Damen gegenüber sonst ein Stoßfisch war, Arnold Schmidt erzählte die tragikomischen Erlebnisse dieses Tages mit einem Humor, einem Feuer, einer Gewandtheit, die ihn sich selbst zu einem Gegenstand des tiefsten ungläubigsten Staunens machte.

Wer spricht denn da? dachte er zwischendurch — denn seine Seele schien sich gespalten zu haben und dieser neue Teil auf eigene Hand dem Fräulein gegenüber den Schwerenöter zu markieren — wie komme ich zu dieser Suada? Ist das Hererei?

Und mit wachsender Genugtuung sah er das Fräulein lachen, augenscheinlich sehr amüsiert und gar nicht böse, was natürlich seine Sicherheit, sein Selbstvertrauen bis zu einem wahren Raufsch steigerte.

Urjula hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen, was sie in seinen Augen nun vollends zu einem Unikum machte. Eine Frau, die schweigen, die den Mund halten konnte! Die nicht jeden vernünftigen Gedanken im Keim totschlug mit ihrem Geplapper über — nichts! Und ihre klugen Augen, in denen das Verstehen leuchtete! Er konnte förmlich sehen, wie sie sich die Situation ausmalte. Nur als er — einem unüberstehlichen Wahrheitsfanatismus folgend — bekannte, wie tief er seine brave Schmälein gekränkt hatte, sagte seine Zuhörerin ein bedauerndes „D!“

„Beurteilen Sie mich nicht nach diesem brutalen Zuge, mein gnädiges Fräulein!“ rief er dringend. „Ich bin sonst ein Engel an Sanftmut in meinen vier Wänden. Und ich werde ihr natürlich ein Pflaster auf die Wunde legen — ein schwarzes Heftpflaster — (Mein Gott! belauschte er sich, das ist ja ein Biß! Wie komme ich dazu?) nämlich ein schwarzseidenes Kleid, das sie sich gewünscht hat . . .“

„Sie werden sie aber verwöhnen,“ warf da das Fräulein ein bißchen altklug ein. Und daran merkte er, daß sie nicht mehr so jung sein konnte, wie sie aussah; denn nach dem ersten Sehen hatte er sie für achtzehn taxiert.

„Übrigens,“ und sie machte einen Schritt nach der Tür, „da kommt ja meine Equipage . . .“

Arnold Schmidt sah hinter dem prachtvollen Schimmel-fuhrwerk, das eben vor dem Portal hielt und in das Onkel Julius, der Senior der Familie Siebmacher, etwas schwerfällig seine kleine runde Figur schob, ein Behikel halten, das ihm einen halblauten Ausruf des Schreckens entlockte.

Der vorfindstulische Bau des alten Kastens, der rotmaße Kutscher im verwitterten blauen Mantel, der lebensmüde Gaul, der mit geknickten Knien sich an den Deichselstücken aufrecht zu halten schien — um Gottes willen, wie kam diese Droschke zweiter Güte nach Berlin W? Wie kam sie in diese Gesellschaft von eleganten Wagen?

„Gnädiges Fräulein,“ stammelte er, Urjula überholend und ihr den Weg verstellend, „in dieser Arche Noah sind Sie gekommen?“

Sie nickte. „Schön ist sie ja nicht,“ meinte sie doch mit etwas bedenklichem Gesicht. „Indessen, ich muß bis zum Hotel mit ihr fahren.“

„Unmöglich!“ rief er energisch. „Dort hält mein Wagen. Sie müssen mir jetzt die Ehre erweisen, mit mir zu fahren, um die mich vorher mein tüchtiges Mißgeschick gebracht hat!“ Sie schüttelte ruhig den Kopf. „Das geht doch nicht. Ich hab sie nun mal bis ins Hotel bestellt.“

„Was tut das? Wir schicken sie weg,“ bestimmte Arnold Schmidt kategorisch, dieser Arnold Schmidt, der ein paar Wochen lang wie im Fegfeuer gelebt hatte in der Erwartung des heutigen Tages.

„Nein, nein,“ flüsterte sie, aber nur noch halb widerstrebend, denn der Gedanke, angesichts der dichtgedrängten Zuschauer diesen Kumpellasten zu besteigen, schien ihr doch ein kleines Unbehagen zu bereiten. Als er sich jedoch aufs Bitten legte, gab sie zögernd nach. Aber sie ging trotzdem auf die jetzt vor den Portalstufen haltende Droschke zu.

„Was denn? Aber was denn?“ rief er halb flüsternd, doch außer sich.

Da sah er, wie sie ihr kleines Portemonnaie zog. Und nun begriff er. Und wie ein Held schritt er hochgehobenen Hauptes durch die gaffenden Leute, nahm das erste beste Geldstück aus der Tasche und gab es dem Kutscher.

Der betrachtete es eine Weile, während Arnold Schmidt, ein Erröten auf dem Gesicht, wie er's seit seiner grünen Jugendzeit nicht mehr gekannt hatte, sich zu seiner Dame zurückbegab . . .

„Heda!“ rief ihm der brave Kosselenker nach, „das sind ja zehn Mark! Haben Sie's nicht kleiner?“

Noch mehr erglühend — wenn das überhaupt möglich wäre — winkte Arnold Schmidt zornig ab, während der überraschte Kutscher grinsend und die Hand an den schwarzlackierten Hut legend, davonfuhr.

Urjula Faber sah dem Baumeister mit einem seltsamen Blick entgegen. Er wurde nicht recht klug daraus. Etwas Weiches war in ihren klaren Augen, beinahe wie Nührung. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie einfach.

„D — bitte . . .“

„Es war eine unangenehme Situation, nicht wahr? Aber Sie haben Ihre Sache tadellos gemacht. Ich muß Sie loben.“

Arnold Schmidt fühlte sich wie im Himmel. „Sie machen mich glücklich — überglücklich!“ sagte er glühend, und sie sah es ihm an, daß er die Wahrheit sprach. Und da — so ruhig, sicher und kühl sie ihm bisher erschienen war, stieg auf einmal — er traute seinen Augen nicht — ein zartes Rot in ihre Wangen, und sie senkte die Blicke.

Himmel! was hatte er da wieder —?! Natürlich etwas Taktloses gesagt; etwas, das man in „diesen Kreisen“ nicht sagt! Das bloß einer fertig bringt, der „keine Kinderstube“ gehabt hat.

Das schoß ihm durch den Kopf und zerplatzte wie eine Seifenblase, als er ihr in das seidengepolsterte Schmuckkästchen von Wagen half und die prächtigen Klappen dahinstoben über den Platz.

D Bonne! D Seligkeit! Seite an Seite mit ihr in diesem engen Coupé.

Er schaute, schaute — wurde ganz Auge, ganz Aufnahme ihres Wesens. Gott, daß ein Mensch so süße kleine Kinderzähne haben konnte und doch so vernünftig und klug reden. Und die Stimme, die Klang ja wie Musik — weich, keine Spur von Dialekt. Während er den Berliner nicht verleugnen konnte. Natürlich, wer so waschecht ist —

Was hatte sie eben gesagt? Herrgott, jetzt hätte er wohl antworten müssen. Sie sah ihn so merkwürdig an —

Und aufs Geratewohl pflichtete er ihr höflich bei: „Selbstverständlich, mein gnädiges Fräulein!“

Aber er merkte sofort, daß das nicht richtig war; denn nach einem kleinen stauenden Stutzen fing sie an zu lachen, herzlich, doch so innerlich, daß er's nur an dem Zucken ihrer

Schultern sah. „Das klingt aber gar nicht bescheiden, Herr Schmidt,“ meinte sie drohlich hofmeisternd.

Nun fiel er aus den Wolken — platt auf die Erde aus seinen verbotenen Träumen. „Was denn — Pardon! — ich habe nicht recht . . . bitte, was sagten Sie?“

„Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß ich mich darauf gefreut hätte, Sie persönlich kennen zu lernen.“

„Ach so. — In der Tat? In der Tat — höchst lebenswürdig!“ Er war fassungslos vor glücklicher Bestürzung, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stotterte etwas von „kolossaler Hitze“.

Das Fräulein aber zuckte die Achseln und sagte gelassen: „Ich finde es gar nicht warm, Herr Schmidt. — Ja, also als mir Herta gestern auf dem Kolterabend sagte: ‚Baumeister Schmidt wird dich zu Tisch führen. Macht dir das nicht Spaß?‘ Da hab ich gesagt: ‚Ja, natürlich, aber riesigen!‘“

Und sie sah ihn gut und freundlich, aber doch ein wenig anzüglich mit ihren klugen Augen an, so daß er sich das Gehirn zermarterte mit dem Gedanken: Kennt sie mich? Warum nimmt sie dies unlegbare Interesse an mir?

„Und darf ich fragen,“ stammelte er verwirrt, „gnädiges Fräulein scheinen von meiner Existenz gewußt zu haben, ehe ich die Ehre, das Vergnügen . . . Hat vielleicht mein Freund Fritz, — hat die junge Frau . . .?“

„Keineswegs!“ Ihre braunen Augen funkelten vor Freude, ihn ein bißchen gappeln zu lassen. „Sie waren ja nur kurze Zeit verlobt, und ich bin erst vor kaum acht Tagen von einer Studienreise in Italien zurückgekommen. Nein, meine Bekanntschaft mit Ihnen ist schon alt, Herr Schmidt, uralt. . .“

„Ur—alt . . .?“ Und dabei sah sie aus wie achtzehn!

„Ja, uralt. Und alles, was Sie schufen, habe ich mit Interesse verfolgt. Ich habe Ihr schönes Talent wachsen sehen und. . .“

Schwapp! — hielt der Wagen. Der blaue, silberbetrehte Diener riß den Schlag auf und half der zierlichen Gestalt hinaus. Arnold Schmidt aber blieb regungslos

sitzen, und erst nach einer diskreten Aufforderung des Betrefften, der die Tür noch immer in der Hand hielt, sprang er aus dem Beifahrer — nicht ohne mit dem neuen blanken Zylinder so heftig gegen die niedrige Decke zu stoßen, daß ihm der Kopf brummte. Halb betäubt schritt er hinter der duftigen weißen Schleppe her, die vor ihm über den roten Teppich segte. Und diesem Leitstern wie ein Schlafwandler folgend, sah er sich in einem Salon, wo das Brautpaar, die Glückwünsche in Empfang nehmend, von den Gästen umdrängt wurde und unaufhörlich Hände drückte, Umarmungen, Küsse und Nührungsausbrüche über sich ergehen lassen mußte.

Arnold Schmidt mußte eine Weile warten, ehe er sich bis zu ihnen hindurchgearbeitet hatte. Aber die Zeit wurde ihm nicht lang.

War denn das nicht, um die Wände raufzulaufen, zu fliegen oder sonst etwas zu tun, was gegen alle uns bekannten Naturgesetze verstößt?

„Ich habe mich darauf gefreut, Sie persönlich kennen zu lernen. . .“

„Persönlich? Ja, kannte sie ihn denn sonst schon? Und woher? — Und was hatte sie noch gesagt — von seinem „schönen Talent“?“

„Also doch noch!“ rief in diesem Augenblick Fritz Siebmachers jubelnde Stimme. Der glückstrahlende Ehemann hatte ihn entdeckt. Er mußte gratulieren, der jungen Frau die Hand küssen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er dies Kunststück wagte — und er vollbrachte es mit der Eleganz und Schneidigkeit eines Herzensbrechers von Profession. Herta versuchte zu schelten; aber sie war doch gar zu selig und hätte es nicht übers Herz gebracht, dem hartgesottensten Sünder auch nur eine Sekunde gram zu sein.

So drohte sie nur lächelnd mit dem Finger. „Machen Sie's wieder gut, Herr Baumeister, was Sie an der armen Urhula verbrochen haben!“

Er schwor es, die Hand auf dem Herzen, mit den heiligsten Eiden.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Die Amundsen-Expedition nach dem magnetischen Nordpol. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Eine der wichtigsten naturwissenschaftlichen Aufgaben, die in der Neuzeit mehr und mehr systematisch in Angriff genommen wurden, ist die Erforschung des Erdmagnetismus. Fast alle Polarfahrer haben auf ihren Entdeckungsfahrten nebenbei auch magnetische Beobachtungen angestellt; vor einigen Jahren entschloß man sich aber in Norwegen, eine Expedition auszubedenken, die in erster Linie magnetische Beobachtungen machen sollte. Zu ihrem Führer wurde der Kapitän Roald Amundsen in Christiania ernannt. Im Jahre 1903 trat er auf der „Gjøa“, einem kleinen und mit geringer Beladung versehenen, aber vorzüglich ausgerüsteten Schiffe, die Reise an. Amundsen hatte schon früher reiche Erfahrungen im Polarmeere gesammelt, denn als Schiffsoffizier hatte er 1897/99 die Gerlache auf der „Belgica“ in das Südpolargebiet begleitet und dabei die erste unretwillige Überwinterung in der Antarktis mitgemacht. Diesmal war der Norden sein Ziel. Die „Gjøa“ sollte längs der Nordküste des amerikanischen Festlandes nach Westen vordringen und Schritt für Schritt den Gang der magnetischen Erscheinungen beobachten. In diesen Gebieten hatte schon im Jahre 1831 James Clark Ross auf der Halbinsel Boothia Felix den magnetischen Nordpol entdeckt, jenen Ort der Erde, auf dem eine um eine waagerechte Achse freipendelnde Magnetnadel senkrecht zu stehen kommt. Seit Ross' Zeiten hatte nie-

mand jene Gegend mehr besucht. Amundsen sollte dorthin vordringen und die gegenwärtige Länge des schwankenden magnetischen Nordpols feststellen. Von da ab beabsichtigte er weiter westwärts zu steuern und durch die Beringstraße heimzukehren. Auch diese Aufgabe war wissenschaftlich interessant. Jahrhunderte lang wurde von den Engländern die Nordwestpassage, die Durchfahrt um die Nordküste Amerikas vom Atlantischen nach dem Stillen Ocean, gesucht. Im Jahre 1853 konnte Mac Clure feststellen, daß eine solche Durchfahrt vorhanden war, aber er konnte sie nicht erzwingen, sein Schiff wurde vom Eise eingeschlossen und er mußte auf einem anderen ihm entgegengesetzten heimkehren. Amundsen löste nun glücklich die beiden ihm gestellten Aufgaben; er erreichte den magnetischen Nordpol und drang dann weiter nach Westen vor. Im Winter 1904/1905 wurde er bei der King William-Insel vom Eise eingeschlossen, konnte aber im darauffolgenden Sommer weiterfahren. Am 2. September 1905 gelangte die „Gjøa“ an die Mündung des Mackenzieflusses, und schon hoffte man, daß noch in demselben Jahre die Beringstraße erreicht werde, aber bereits am folgenden Tage wurde das Schiff bei Kap Verhüll im Verein mit mehreren dort kreuzenden Walfischfängern wieder vom Eise festgehalten. Die Expedition mußte noch einmal überwintern. Inzwischen ging aber Amundsen über Land nach Fort Eagle in Alaska, von wo er Nachrichten über den Verlauf seiner



Roald Amundsen.

Expedition gab. Es ist sicher zu erwarten, daß die „Gjøa“ im Frühjahr die Weiterfahrt antreten und die nordwestliche Durchfahrt tatsächlich vollführen wird.

Das größte Buch der Welt. (Mit den beiden nebenstehenden Abbildungen.) Im Britischen Museum befindet sich ein Buch, dessen Inhalt zwar nicht das Bedeutendste der Welt enthält, das aber dem äußeren Umfang nach einzig dastehen dürfte. Es ist ungefähr 175 Zentimeter hoch und fast ebenso breit, überragt also das preussische Garde-



Das größte Buch der Welt.

met. Dies Buch verdankt aber seine ungewöhnlichen Dimensionen nicht der Laune eines Buchdruckers, sondern paßt sich ganz seinem Inhalt an. Es enthält nämlich eine Sammlung außerordentlich fein gravierter holländischer Karten aus der Zeit der Stuart. Das Buch ist in rotes Leder gebunden und wird von drei massiven, vergoldeten Klammern zusammengehalten. Das Titelblatt ist mit einer reichen Handzeichnung verziert. Die Geschichte des Buches ist sehr interessant. Als Karl II. im Jahre 1660 Holland verließ, um

zur Wiederaufrichtung seines Thrones nach England zurückzukehren, wurde ihm das Buch überreicht. Aus demselben Jahre stammt die einzige geschichtliche Erwähnung, die das Werk gefunden hat. John Evelyn schreibt in seinem Tagebuch am 1. November 1660: „Ich ging mit einigen meiner Verwandten nach dem königlichen Schloss, um ihnen das Kabinett sowie die Privatsammlung Seiner Majestät zu zeigen; dort sah ich ein ungeheures Buch von Karten, ungefähr vier Ellen hoch.“ — Als König Georg III. seine ganze Bibliothek dem Britischen Museum vermachte, kam dieses Buch in den Besitz der Nation.

Das Lutherhaus in Eisenach soll verkauft werden und wird mit seinem gesamten historischen Inventar für 70 000 Mark angeboten. Wie immer in ähnlichen Fällen, so ist auch hier die Gefahr vorhanden, daß eine historische Stätte der Veräußerung zum Opfer fällt. Häuser, deren eigentlicher Wert sich nicht in Zahlen ausdrücken läßt, teure Erinnerungen und heilige Überlieferungen rentieren sich schlecht, und so hat auch das Eisenacher Lutherhaus bisher eine Weinstube beherbergen müssen. Nun ist die Wirtin gestorben, und der Verkauf des Hauses wird zur Notwendigkeit. Öffentlich wird der neue Besitzer das Haus nicht nur auf seinen Grundwert hin behandeln, sondern das Gedächtnis Luthers so ehren, wie es die bisherige Wirtin getan hat. Denn in diesem Haus hat Luther als Pflegetochter der Frau Ursula Cotta drei Jahre lang, von 1498 bis 1501, gelebt, während der Vater damals Bergmann in Wöhra war. Die Nachkommen der Cottas sind nicht mehr am Leben, aber das Haus mit den wunderlichen Torbögen und den alten Steinmetzarbeiten, mit dem überragenden Stockwerk und den traulichen Buppenzeichen gibt doch noch ein getreues Bild jener Zeit, da Martin Luther als kleiner Kurvenfänger katholische Weisen sang. Möge es gelingen, das ehrwürdige Wahrzeichen einer großen Zeit zu erhalten!

In höchster Not. (Zu dem Bilde Seite 184 und Seite 185.) Lange Jahre hatte es gedauert, und unzählige Schiffe waren in dieser Zeit auf den berückelnden Seiden der Insel ge-

strandet, gescheitert und zerborsten, bis endlich die Rettungsstation eingerichtet und ein Brandungsboot neuester Konstruktion im Schuppen untergebracht wurde. Raich hatte sich eine Bootsbesatzung zusammengefunden unter den seegewohnten, sturmerprobten, todesmutigen Männern, die bereit war, beim ersten Notzeichen eines gestrandeten Fahrzeuges das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, um den gefährdeten Mitmenschen zu Hilfe zu kommen. Heint Jørgensen war zum Steuermann erwählt worden, denn sein eiserner Arm vermochte mit dem Riemens das Boot auch gegen die schwerste See zu halten, und dann hatten sie sich gefügt im Handhaben der langen Riemens bei jedem Seegang, und wenn nun ein Unglück passierte, dann brauchten sie nicht mehr wie bisher hilflos und untätig am Strande zu stehen, neben sich die jammervollen Weiber, deren Heulen ihnen allen ebenso in die Seele schnitt wie die Notsignale von draußen, die vergebens um Hilfe riefen. Jetzt war's anders, und fast lehten sie den Herbst mit feinen pfeifenden Stürmen und dem donnernden, tobenenden Wogenwall herbei, der ihnen Gelegenheit geben sollte, ihre Kraft und ihren Mut zu zeigen, an denen doch eigentlich niemand zweifelte. Und dann kam der Abend! Dumpf lagend rief die Dampfpeise eines Dampfers um Hilfe. „Los!“ befohl Heint, und unter dem stählernen Druck der Riemens zwang sich das Rettungsboot durch die See. Schon dunkelte der Abend und eine bleisfarbene Dämmerung lag auf der tosenden See, als sie endlich nach stundenlangem Kampf das gefährdete Schiff, einen kleinen Naddampfer, erreichten, den die brandende See hilflos hin und herwarf. Raich war die Befragung geborgen. Das Schiff selbst mußte der gierigen See überlassen werden. Ein Jubelschrei aber entrang sich dem Munde der Zurückgebliebenen an Land, als das Boot mit den Beretteten hoch auf den Strand lief. Das war die erste Fahrt! Wie viele sind ihr schon gefolgt! Wie mancher dankt den Braven sein Leben!



Karte aus dem großen Buch.

Die Weisungsfeierlichkeiten König Christians IX. fanden im Weizen Kaiser Wilhelm II. sowie der zahlreichen Verwandten des dänischen Königshaus statt. In Moeslunde, der historischen Anstalt der dänischen Könige, entfaltete sich wieder das althergebrachte Trauerzeremoniell. Zwei Tage zuvor war die Leiche in feierlichem Zuge von der Kopenhagener Schlosskirche nach dem Bahnhof übergeführt worden. Nach dem Trauergottesdienst wurde der Sarg unter Glodengeläut und Trauerlaut von Offizieren aus der Kirche getragen. Militär ging voran, es folgte der Hofmarschall zu Wagen, hinter ihm der sechsstämmige Leichenwagen. Hinter diesem wurde das Leichpferd des Königs geführt. Dann kamen in Trauerequipagen die Mitglieder der königlichen Familie (vergl. die Abbildung auf der folgenden Seite). Auf dem Bahnhof wurde der Sarg in den Trauerewagen gehoben. Die Leidtragenden nahmen im Sonderzuge Platz, der nach etwa zwei Stunden in Moeslunde ankam. Abermals bildete sich ein Leichenkondukt, der die irdischen Reize des Königs nach der Domkirche brachte. Eine kurze Gedächtnisrede folgte. Das Königspaar trat zum Katafalk und küßte den Sarg. Dann begab sich die Trauergesellschaft in die Kapelle Friedrichs V., wo sie am Sarg der Königin Luise kurze Zeit verweilte. — Am eigentlichen Beisetzungstage versammelten sich



H. Seib, Weimar, 1901.

Das Lutherhaus in Eisenach.

Mitglieder des Ministeriums und des Reichstages sowie die Deputationen der Städte und der auswärtigen Regimenter im Dom. Um zwei Uhr betrat der Zug der gekrönten Häupter und der Repräsentanten aller europäischen Staaten durch die Königspforte das Gotteshaus. Zur Rechten König Friedrichs schritt Kaiser Wilhelm, zur Linken König Georg von Griechenland. Dann folgten der junge König von Norwegen sowie andere Fürstlichkeiten. Nachdem Bischof Nördam die Trauerrede gehalten hatte, wurde der mit einer Marineflagge bedeckte Sarg unter Posaunenschall und Paukenschlag von vier Obersten und vier Kommandeuren unter Vorantritt des Bischofs feierlich in die Kapelle Friedrichs V. getragen. Hier vollzog Stiftspropst Paulli die letzte Zeremonie. Ein wundervoller Chorgesang folgte, und unter dem Donner der Geschütze verließen die Leidtragenden das Gotteshaus. Sie durchschritten den historischen Abfalonsbogen, den fürstliche Trauerprozessionen nach altem Brauch zu passieren haben.

Die Blutsverwandtschaft von Mensch und Affe. Blut ist ein ganz besonderer Saft und „dicker als Wasser“. Darwin hat es sich, da er die von ihm behauptete Stammesverwandtschaft zwischen Menschen und Affen aussprach, gewiß nicht träumen lassen, daß kaum ein Men-

teilen, in Kürze das von der modernen Zoologie aufgestellte natürliche System innerhalb der Primatenordnung uns ins Gedächtnis zu rufen. Mit Halbaffen und Affen zusammen bildet der Mensch nach Linné die Gruppe der Primaten oder „Serentiere“. Die formenreiche Gruppe der echten Affen zerfällt wieder in die streng geschiedenen „Affen der Alten Welt“ oder Schmalnasen und „Affen der Neuen Welt“ oder Plattnasen. Erstere scheiden sich wieder in Menschenaffen (Orang, Gorilla, Schimpanse und Gibbon) und Hundsaaffen (Favian, Meerlape usw.), letztere zerfallen in eine ganze Reihe von Unterfamilien (z. B. Greifschwanzaffen, Brillaffen, Klammeraffen usw.). Die Halbaffen, jene gespensterhaft aussehenden Lemuren, werden heute von den Affen völlig abgetrennt und in einer besonderen Familie zusammengefaßt. Nuttall fand nun folgendes: das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens ergab zu 34 verschiedenen Menschenblutarten hinzugefügt in allen Fällen einen starken Niederschlag. Dasselbe Serum, zu acht Blutarten von Orang, Gorilla und Schimpanse zugekocht, gab in allen Fällen einen fast ebenso starken Niederschlag wie in Menschenblut. Etwas schwächer reagierte auf dieses Serum das Blut von Favianen und Meerlape; von 36 verschiedenen Blutarten dieser Gruppe



Überführung der Leiche König Christians IX. von Kopenhagen nach Roskilde.

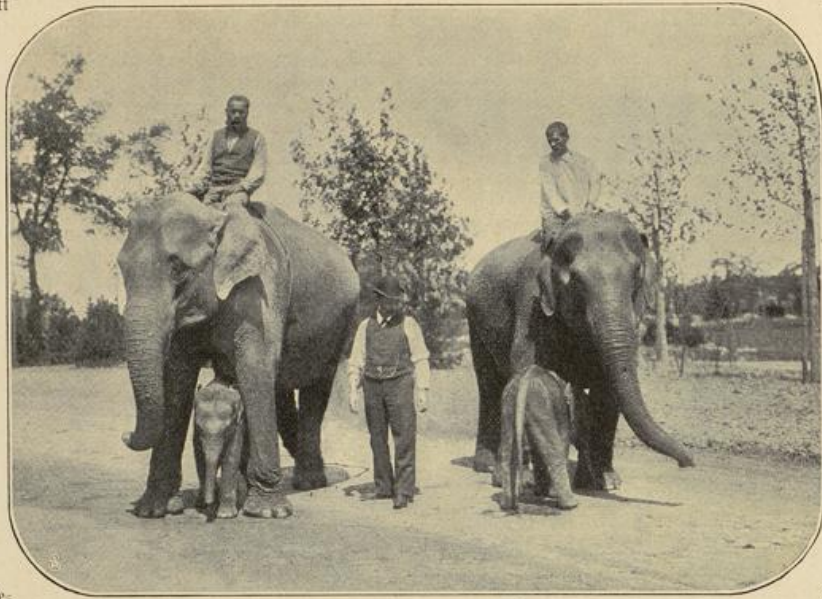
schonalter später sich der Beweis ihrer Blutsverwandtschaft in jedem Reagenzglas unzweifelhaft erbringen lassen würde. Diese Beweise hat der Cambriger Physiologe Nuttall geliefert, und das Ergebnis seiner hochwichtigen Versuche ward von dem Greifswalder Biologen Professor Dr. Uhlenhuth im „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“ veröffentlicht. Von der epochenmachenden Blutserumtherapie Behrings, des Entdeckers des Diphtherieheilserrums, ausgehend, hat Uhlenhuth das Versuchskaninchen statt mit einer Aufschwemmung von Bakterien mit einer Aufschwemmung von Blut behandelt und so eine Methode der Blutuntersuchung ermittelt, die es ermöglicht, die Art des zu untersuchenden Blutes festzustellen und zunächst namentlich Menschenblut mit Sicherheit von Tierblut zu unterscheiden, weiterhin aber auch das Blut verschiedener Tierarten zu bestimmen. Es handelt sich hierbei um eine spezifische Blutreaktion, die einen starken Niederschlag nur bei Zusatz des betreffenden Blutes gibt. So vermochte Uhlenhuth z. B. die Verwandtschaft des Schweines und Wildschweines, des Hundes und Fuchses usw. durch diese „biologische Reaktion“ zu sichtbarem Ausdruck zu bringen. Schließlich stellte er auf diese Weise auch fest, daß das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens auch in Affenblut, sonst aber in keiner anderen Blutart einen Niederschlag erzeugt. Nuttall hat nun gerade diese letzten Versuche weiter fortgeführt und die Grade der Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen experimentell zu ermitteln versucht. Es ist vielleicht angebracht, bevor wir das Ergebnis der Nuttallschen Untersuchungen mit-

gaben nur vier eine volle Reaktion, alle anderen zeigten eine erst nach längerer Zeit auftretende, dann aber deutliche Trübung der Flüssigkeit. Bei den Affen der Neuen Welt wurde die Reaktion noch schwächer. Es trat kein Niederschlag in den 17 Fällen mehr auf, sondern es war nur noch nach längerer Zeit eine leichte Trübung zu verzeichnen. Das Blut der Halbaffen reagierte überhaupt nicht. „Da es nun erwiesen ist,“ faßt Uhlenhuth diese Ergebnisse zusammen, „daß das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens nicht nur in Menschen-, sondern auch in Affenblut, im übrigen aber in keiner anderen Blutart (Nuttall prüfte 900 verschiedene Blutarten) einen Niederschlag erzeugt, so ist das wohl für jeden wissenschaftlich denkenden Naturforscher ein absolut zwingender Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen.“ Für die Verwandtschaftsgrade erbringt die biologische Reaktion ferner den Beweis, daß die Menschenaffen dem Menschen am nächsten stehen und im allgemeinen die Affen der Alten Welt dem Menschen näher verwandt sind als die Affen der Neuen Welt.

Dr. H. Hn.

Aus der Kinderstube des Elefanten. (Zu dem Bilde auf der folgenden Seite.) Gleich anderen jungen Säugetieren ist auch der neugeborene Elefantenprähling in seinem Benehmen ein munteres und drolliges Tier. Der komische Eindruck wird noch verstärkt durch die langen säulenartigen Beine und den im Verhältnis zum aufgewachsenen Elefanten kurzen Rüssel, der sich die erste Zeit noch umgedreht bewegt. Auch die ziemlich lange Behaarung der Haut, die aus schwarzen Haaren

besteht, gibt dem Aussehen dieses „Säuglings“ etwas Besonderes, wodurch er sich von allen anderen jungen Säugetieren unterscheidet. Mutter und Kind hängen auch hier zärtlich aneinander, und die Elefantmama folgt ihrem Liebling auf Schritt und Tritt, um ihn zu beschützen. Dieses geht sogar so weit, daß die Mama in der Wildnis während der Wanderung alle Zweige und andere Hindernisse mit dem Rüssel beiseite schiebt, um dem Jungen den Weg zu erleichtern, eine Arbeit, bei der sich auch die anderen Mitglieder der Herde beteiligen. Hat das Junge irgend Furcht, so flüchtet es schnell unter den Bauch der Mutter, die es mit Beinen und Rüssel schirmt. Das Euter der Mutter liegt zwischen den Vorderbeinen, und es ist ein interessantes Schauspiel, das Junge mit seinem noch zahllosen „Elefantmännchen“ saugen zu sehen, da es mit diesem, nicht etwa mit dem Rüssel die Milch aufnimmt. Seit der bekannte Tierhändler Carl Hagenbeck durch seinen Indienreisenden Kapitän Johannsen, der zahlreiche Elefantentransporte aus Indien nach Hamburg führte, auch öfter häufige Elefantmütter mit ihren Jungen nach Deutschland brachte, war den Tierfreunden Gelegenheit geboten, dieses süßliche Schauspiel in aller Ruhe studieren zu können. Unsere Abbildung führt uns zwei solcher glücklichen Mütter mit ihren „hoffnungsvollen“ vor Augen, wie sie, begleitet von ihren Führern, durch das Gelände des neuen Hagenbeck'schen Tierparks in Stellingen bei Hamburg herumspazieren. S.



Indische Elefantmütter mit Jungen
in Hagenbeck's Tierpark zu Stellingen bei Hamburg.



Donna Antonia de Spannarrieta y Baldos.

die kostbaren Gemälde dem Prado testamentarisch vermacht und so dem Staat und der ganzen gebildeten Welt einen Besitz gesichert, der sonst

vielleicht im Gewahrjam eines Einzigen geblieben wäre. Die Bilder selbst sind Porträte des Don Diego de Corral, der 1632 starb, und seiner Gemahlin Donna Antonia de Spannarrieta y Baldos und wurden vom Meister in ganz verschiedenen Epochen seines Schaffens gemalt. Von welcher Fruchtbarkeit und Vielfältigkeit der berühmte Porträtist des 17. Jahrhunderts gewesen ist, das geht erst dem Beschauer der spanischen Galerien auf, und der Strom der Künstler, der sonst nach Italien flutete, wendet sich nun ins Land der Kastanien und schwillt Jahr für Jahr mehr an.

Dynamit im Mittelalter. Es ist gerade in der Chemie manch Produkt ungewollt zusammengewachsen und durch die Retorten getrieben, bis schließlich irgend ein Etwas produziert wurde. Der große Chemiker Justus von Liebig sagte einmal:

„Hätten die heiligen Alchimisten des Mittelalters nicht nach Gold gesucht, dann hätte ich den Dünker nicht gefunden.“ So entstanden oft wunderliche Rezepte, die, wenn der moderne Chemiker sie heute vornimmt, ganz vernünftige Dinge ergeben. Am meisten erstaunt uns, daß wir schon vor fünfshundert Jahren ein Rezept zu einem Nitroexplosivstoff an einer den da-

maligen Pulvermachern wohlbekannten Stelle verzeichnet finden. Also nicht Alfred Nobel, sondern ein Unbekannter zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erfand das Dynamit. Der Mann muß ein tüchtiger Kopf gewesen sein, denn auch die Herstellung der Schwefelsäure unmittelbar aus Schwefel unter Verwendung von Salpeter war ihm bekannt. Das Dynamit brachte hernach Nobel viele Millionen, diese Art der Schwefelsäurefabrikation den Engländern aber noch bedeutend größere Summen ein. 1529 gelangte das Rezeptwerk zum Druck, nachdem es vorher aber schon in sehr vielen Exemplaren abgeschrieben worden war. Einen eigentlichen Titel hatte das Buch nicht, doch war es unter dem Namen „Feuerwerkbuch“ allen Pulvermachern der späteren Zeit ein unentbehrlicher Ratgeber. F. M. F.



Don Diego de Corral.



Eine scharfe Partie.

Gemälde von Albert Schröder.

